

R. L. STINE

Gänsehaut™

**Das Biest
kommt in der Nacht**



JACOBUS

OMNIBUS



DER AUTOR

R. L. Stine wurde 1943 in einem kleinen Vorort von Columbus/Ohio geboren. Bereits mit 9 Jahren entdeckte er seine Liebe zum Schreiben. Seit 1965 lebt er in New York City, wo er zunächst als Lektor tätig wurde. Seine ersten Bücher waren im Bereich Humor angesiedelt. Seit 1986 hat er sich jedoch ganz den Gruselgeschichten verschrieben.

DIE SERIE

Der Autor selbst sagt: »Das Lesen eines Gruselbuchs ist wie eine Fahrt mit der Achterbahn: Kinder haben gerne Angst, wenn sie wissen, was sie erwartet; sie wissen, dass sie unterwegs furchtbarlich schreien werden, aber sie wissen auch, dass sie am Ende der Fahrt wieder sicher am Boden ankommen werden.« Seit 1992 der erste Band von GÄNSEHAUT (GOOSEBUMPS) in Amerika erschienen ist, hat sich die Serie binnen kürzester Zeit zu *dem* Renner entwickelt. Durch GÄNSEHAUT sind - das belegen zahlreiche Briefe an den Autor - viele Kinder, die sich bis dato nicht sonderlich für Bücher interessiert haben, zu Lesern geworden.

R. L Stine

Das Biest
kommt in
der Nacht

Aus dem Amerikanischen
von Katarina Ganslandt





Der OMNIBUS
Taschenbuchverlag
gehört zu den Kinder- &
Jugendbuch-Verlagen
in der Verlagsgruppe
Random House
München Berlin
Frankfurt Wien Zürich

Band 20982

Siehe Anzeigenteil am Ende des Buches für eine
Aufstellung der bei OMNIBUS erschienenen
Titel der Serie.

Erstmals als OMNIBUS Taschenbuch August 2001
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Goosebumps, Series 2000 # 14: Jekyll and Heidi«
bei Scholastic, Inc., New York
© 1999 by The Parachute Press, Inc.

All rights reserved

Published by arrangement with Scholastic, Inc.,
555 Broadway, New York, NY 10012, USA
»Goosebumps« and »Gänsehaut« and its logos are
registered trademarks of The Parachute Press, Inc.

© 2001 für die deutsche Übersetzung

C. Bertelsmann Jugendbuch Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte, insbesondere auch am
Serientitel »Gänsehaut«, vorbehalten
durch OMNIBUS Taschenbuch /

C. Bertelsmann Jugendbuch Verlag, München
Übersetzung: Katarina Ganslandt
Lektorat: Janka Panskus

Umschlagkonzeption: Helmut Sigerist

Ht - Herstellung: Peter Papenbrok

Satz: Uhl +Massopust, Aalen

Druck: Presse-Druck Augsburg

ISBN 3-570-20982-2 Printed in Germany

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

— 1 —

Ich hielt meine Fahrkarte für den Überlandbus in der Hand und las immer wieder meinen Namen, der darauf stand: Heidi Davidson. Heidi Davidson. Heidi Davidson. Nach einer Weile sah ich statt der Worte nur noch einen verschwommenen Fleck.

Genauso fühle ich mich, dachte ich deprimiert. Wie ein verschwommener Fleck. Früher lag mein Leben klar und bunt vor mir. Aber jetzt... wenn ich an meine Zukunft denke, sehe ich nur noch diesen grauen, unergründlichen, verschwommenen Fleck.

Ich weiß schon - das klingt, als hätte ich es aus irgendeinem Buch.

Aber solche Sachen denke ich eben manchmal. Ich schreibe auch selbst. Lange, traurige Gedichte. Und Tagebuch. Jeden Tag. Manchmal wünschte ich mir, ich würde nicht so viel erleben, worüber ich schreiben könnte.

Über das, was passiert ist, kann ich auch heute noch nicht sprechen, ohne dass mir sofort die Tränen in die Augen schießen. Ich bin in Springfield aufgewachsen und bis zu meinem zwölften Lebensjahr war meine Kindheit ganz normal und glücklich. Ich habe an diese Zeit wunderschöne Erinnerungen, die ich auf keinen Fall vergessen will. Hoffentlich hilft mir mein Tagebuch dabei, mich für immer daran zu erinnern.

Letzten Monat war dieser erste Abschnitt meines Lebens jedoch zu Ende.

Was soll ich lange drum herum reden? Also, meine Eltern... sie sind bei einem schrecklichen Autounfall ums Leben gekommen. Ihr könnt euch ja vorstellen, was das für ein Schock war, wie viele Tage ich nur geweint habe... Ständig ging mir diese eine Frage im Kopf herum: Warum?

Warum passiert so was?

Manchmal hat mich die Traurigkeit so überwältigt, dass ich nicht aus dem Bett kam. Und manchmal spürte ich eine richtige

Wut in mir - ich war wütend auf meine Eltern, weil sie mich allein gelassen hatten.

Wo soll ich denn jetzt hin?, habe ich mich gefragt.

Was wird aus mir? *Wer* wird aus mir?

Wir haben nämlich nicht sehr viele Verwandte.

Es wurde beschlossen, mich zu meinem einzigen Onkel zu schicken, zu Dr. Palmer Jekyll, bei dem ich von nun an leben soll. Er und meine Tante sind geschieden. Er wohnt mit seiner Tochter, meiner Kusine Marianna, am Rand eines kleinen Ortes im Norden von Vermont.

Ich war erst einmal mit meinen Eltern bei Onkel Jekyll zu Besuch. Damals war ich fünf und ich kann mich kaum noch daran erinnern.

Allerdings kann ich noch das düstere, alte Haus vor mir sehen, in dem Onkel Jekyll wohnt. Ein riesiges Herrenhaus. Ich erinnere mich an lange Flure. Große, unbewohnte Räume, in denen Sessel und Sofas stehen, die mit verstaubten Leintüchern verhängt sind.

Ich erinnere mich an die Glaskolben in seinem Labor, in denen es blubberte und schäumte - an die Kabel, das Drahtgewirr und die langen Reihen von Reagenzgläsern in den Regalen.

Mein Onkel ist Wissenschaftler. Aber was' er erforscht, weiß ich nicht. Ich erinnere mich noch an sein strenges Gesicht, an seine Haut, die so weiß war, dass ich fast den darunter liegenden Knochen sehen konnte. Seine kalten, grauen Augen. Seine langgliedrigen, knochigen Finger auf meinen Schultern, als er mich aus dem Labor führte. Sanft, aber bestimmt.

»Das Labor ist kein Platz für dich, Heidi.« Ich erinnere mich an seine Stimme, merkwürdig hoch und leise, fast ein Flüstern.

Wie war das noch? Was habe ich gesagt, als er mich aus dem Labor führte?

Es brachte ihn total zum Lachen.

Ach ja. Ich wandte ihm mein pausbäckiges, fünfjähriges Gesicht zu und fragte: »Bist du Dr. *Frankenstein*?«

Er lachte laut auf. Es klang schrill und ersticket. Später erzählte er es meinen Eltern, die auch lachten.

Nur meine Kusine Marianna fand die Frage als Einzige nicht komisch.

Sie war fünf wie ich und so schüchtern, dass sie kaum ein Wort sprach. Ich weiß noch, wie hübsch ich sie fand - mit ihren großen, braunen Augen und den schwarzen Locken, die ihr auf die Schultern fielen.

Neben ihr kam ich mir mit meinen hellbraunen, glatten Haaren und meinen grünen Augen farblos und langweilig vor.

Marianna verbrachte viel Zeit in ihrem Zimmer. Wenn wir alle zusammen etwas unternahmen, ertappte ich sie oft dabei, wie sie mich anstarrte und mich musterte wie ein exotisches Tier.

Warum hatte sie damals nicht mit mir geredet?

Mochte sie mich etwa nicht?

Solche Fragen gingen mir im Kopf herum, während mich der Bus auf der schmalen, holprigen Straße in den Norden des Staates Vermont brachte, meinem neuen Leben entgegen.

Durchs Fenster sah ich die goldenen Sonnenstrahlen, die den Schnee auf den Ästen der hohen Tannen zum Glitzern brachten. In Vermont dürfen keine Reklametafeln am Straßenrand stehen. Die unberührte Landschaft beeindruckte mich sehr.

Nirgendwo Werbeplakate und kaum Verkehr.

Ich seufzte. Hoffentlich war es bei Onkel Jekyll nicht zu langweilig...

Plötzlich machte die schmale Straße eine scharfe Kurve, und die alte Frau vor mir wäre beinahe aus ihrem Sitz geschleudert worden. Sie war der einzige andere Fahrgast.

Neben der Straße schlängelte sich ein kleiner, zugefrorener Fluss zwischen den endlosen Baumreihen hindurch. Auf seiner vereisten Oberfläche funkelte das Sonnenlicht.

Die Wange gegen die kalte Fensterscheibe gepresst, starrte ich in das gleißende Licht hinaus. Das Dröhnen und Schaukeln des Busses und die Lichtreflexe auf dem zugefrorenen Fluss versetzten mich in eine Art Trance. Und so bekam ich nicht mit, dass der Bus anhielt. Als ich verwirrt nach vorne blinzelte, war die alte Frau verschwunden!

Erschrocken riss ich den Mund auf und bemerkte erst jetzt, dass die Bustür offen stand. Sie musste ausgestiegen sein.

Der Busfahrer, ein verschwitzter Typ mit rotem Gesicht, drehte sich schwerfällig zu mir um. »Sheperd Falls«, verkündete er. »Alle aussteigen.«

Alle aussteigen? Ziemlich witzig. Schließlich war ich der einzige Fahrgäst. Ich zog meinen blauen Parka an, zerrte den Rucksack von der Gepäckablage und kämpfte mich zur Tür vor.

»Wirst du abgeholt?«, fragte der Fahrer mich.

Ich nickte. »Von meinem Onkel, ja.«

Er warf mir einen argwöhnischen Blick zu. »Ist das alles an Gepäck?«

»Den Rest habe ich schon vorgeschickt.« Ich bedankte mich bei ihm und trat ins Sonnenlicht hinaus. Die Luft war eisig kalt, aber sie roch gut. Würzig und nach Tannen.

Ich befand mich vor dem Busbahnhof, einem winzigen, weiß gestrichenen Holzgebäude. Auf dem kleinen Parkplatz war kein einziges Auto zu sehen. Über der schmalen Eingangstür aus Glas hing ein Schild, auf dem stand: TERMINAL 1.

Das brachte mich zum Lachen. Das Gebäude war so klein, dass es mit Sicherheit keinen zweiten Terminal gab.

Ich hievte meinen Rucksack auf die Schulter und schlenderte auf das Gebäude zu. Von der langen Fahrt taten mir der Rücken und die Beine weh. Deshalb streckte und dehnte ich mich beim Gehen.

»Onkel Jekyll?«, rief ich, als ich in die Halle trat. Ich war mir absolut sicher, dass er darin wartete.

Aber ich irrte mich. In dem Raum saß keine Menschenseele.

Mein Herz hämmerte plötzlich und meine Hände wurden klamm.

Cool bleiben, Heidi!, dachte ich, um mir Mut zu machen.

Euch würde es doch sicher auch nervös machen, wenn ihr in einem winzigen Ort weit weg von eurem Zuhause bei fremden Leuten ein neues Leben beginnen müsstet, oder?

Der Fahrkartenschalter auf der anderen Seite der Halle war nicht besetzt. In der Mitte des Raums standen zwei lange Holzbänke, auf denen aber niemand saß. Vor einer der Bänke lag eine Zeitung auf dem Boden, die jemand dort vergessen hatte.

Onkel Jekyll weiß doch, dass ich komme, sagte ich mir immer wieder. Wo bleibt er denn?

Ich hatte mir den Empfang irgendwie herzlicher vorgestellt.

Unvermittelt musste ich husten. Wahrscheinlich weil es hier drin so staubig war. Ich habe nämlich eine Stauballergie. Mein Husten hallte von den Wänden wider.

Dann drehte ich mich abrupt um und stürzte nach draußen.
Womöglich wartete Onkel Jekyll ja auf dem Parkplatz?

Nein. Nichts von ihm zu sehen.

»Das glaub ich einfach nicht!«, sagte ich leise.

Die Sonne blendete mich so sehr, dass ich die Hand schützend über die Augen legen musste. Neben dem Busbahnhof entdeckte ich eine Telefonzelle. Das brachte mich auf den Gedanken, meinen Onkel anzurufen. Ich ließ einen Vierteldollar in den Schlitz fallen und wählte die Nummer der Auskunft.

Die Frau am anderen Ende der Leitung sprach mit dem typischen Ostküstenakzent.

«Ich hätte gerne die Nummer von Dr. Palmer Jekyll», bat ich sie und buchstabierte den Namen Jekyll.

Sie murmelte irgendetwas und ich hörte ihre Computertastatur klappern.

»Tut mir Leid, Kleine«, meldete sie sich schließlich wieder.
»Der gewünschte Teilnehmer hat eine Geheimnummer. Die darf ich dir nicht geben.«

»Aber ich bin seine Nichte!«, erwiderte ich entrüstet. Ich war selbst überrascht, wie schrill und verängstigt meine Stimme plötzlich klang.

»Ich habe nun mal meine Anweisungen«, antwortete die Frau freundlich. »Tut mir wirklich Leid.«

Mir auch, dachte ich verbittert und legte auf.

Plötzlich fiel ein dunkler Schatten auf mich. Ich zuckte zusammen.

Nur ein Vogel. Vermutlich eine Krähe, die im Tiefflug über den Busbahnhof segelte. Sie landete auf dem niedrigen Zaun hinter dem Gebäude, faltete ihre blauschwarzen Flügel zusammen, legte den Kopf auf die Seite und beobachtete mich.

Ich suchte noch mal den Parkplatz ab. Aber er war und blieb verlassen. Genauso verlassen wie die verschneite Straße, die zum Busbahnhof führte.

»Verdammmt«, schimpfte ich laut vor mich hin. »Wo steckt er denn bloß?«

»Wo steckt *wer*?«, fragte eine Stimme.

»W ... was?« Ich wirbelte erschrocken herum.

Vor mir stand ein dunkelhaariger Junge, der etwa in meinem Alter war. Er trug eine braune Lammfelljacke und darunter einen blau-weißen Skipulli und eine weite Schlabberjeans.

»Mann, hast du mich erschreckt!«, rief ich. »Ich dachte schon, du wärst der Vogel!«

Der Junge musterte mich mit zusammengekniffenen Augen.
»Ah ... wie bitte?«

Ich deutete auf den Zaun, aber die Krähe war verschwunden.

Ich wurde rot. »Da saß gerade eben noch ein Vogel.

Ich habe gedacht, er würde mit mir reden.« In dem Moment, in dem ich das sagte, wusste ich, dass ich damit alles nur noch schlimmer machte.

Ein Windstoß fuhr dem Jungen durch das dichte braune Haar. Er lächelte breit. »Ach so, sprechende Vögel gibt's hier in rauen Mengen. Dafür ist die Gegend berühmt.«

Wir lachten beide und ich fühlte mich schon ein bisschen wohler.

»Wartest du auf jemanden?«, fragte er.

Ich nickte. »Auf meinen Onkel. Er sollte mich eigentlich abholen.« Ich warf einen Blick auf die verschneite Straße. Seit ich hier stand, war kein einziges Auto vorbeigefahren.

»Bist du mit dem Bus gekommen?«, wollte der Junge wissen. Er schaute sich suchend um. Wahrscheinlich fragte er sich, wo meine Koffer waren.

»Ja, aus Springfield«, antwortete ich. »Ich muss ab jetzt hier wohnen, weil... na ja ...« Ich sprach nicht weiter.

Der Junge stellte sich vor. Er hieß Aaron Freidus. Ich sagte ihm meinen Namen.

Ein weiterer Windstoß fegte eine Schicht Pulverschnee von den Ästen. Ich zog die Kapuze meines Parkas tiefer über den Kopf.

»Müstest du nicht in der Schule sein?«, fragte ich.

»Jetzt doch nicht«, sagte er und kickte mit der Schuhspitze einen Schneeklumpen weg. »Es sind doch Weihnachtsferien.«

»Wartest du auf den Bus?«, fragte ich weiter.

Er lachte. »Da müsste ich aber lange warten. Hier kommt nur zweimal pro Woche ein Bus durch.«

»Ach so, verstehe. Dann hängst du wahrscheinlich hier rum, weil so verdammt viel los ist«, witzelte ich.

Aaron grinste. Sein Lächeln sah richtig nett aus. Irgendwie war er süß.

Er deutete auf den Busbahnhof. »Meine Mutter arbeitet in dem Restaurant da drüben. Ich warte hier, bis sie Feierabend hat.«

Ich warf einen Blick auf die Straße, um zu sehen, ob Onkel Jekyll nicht doch noch kam. »Wohnst du schon immer in Sheperd Falls?«, wollte ich wissen.

Er nickte.

»Und ... was kann man hier so machen?«

Er zuckte mit den Achseln. »Zum Beispiel Schlittschuh laufen auf dem Fluss. Kannst du Schlittschuh laufen? Und in Conklin gibt es ein Kino. Sind auch nur zwanzig Meilen bis dahin.«

Na klasse, dachte ich. Das nächste Kino ist zwanzig Meilen weit weg!

»Habt ihr hier Kabelfernsehen?«, erkundigte ich mich. *Bitte, bitte - sag, dass ihr Kabel habt!*

»Nein. Ein paar Leute haben Satellitenschüsseln.« Er seufzte. »Aber das können sich hier die wenigsten leisten. Der Ort ist ziemlich arm, weißt du.«

Die Nachmittagssonne verschwand für einen Augenblick hinter einer Wolke und es wurde noch kälter.

»Langsam glaube ich, mein Onkel hat mich vergessen«, sagte ich besorgt. »Gibt es hier einen Taxistand oder so? Weißt du, wie ich zu ihm kommen könnte?«

»Wie heißt dein Onkel denn?«, wollte Aaron wissen.

»Dr. Palmer Jekyll.«

Aaron stieß einen ersticken Schrei aus und riss seine grauen Augen auf. »Das meinst du nicht ernst!«, rief er. »Zu dem willst du? Dr. Jekyll ist... er ist ein *Monster!*«

Ich lachte.

Aaron sah mit seinem offen stehenden Mund und den hervortretenden Augen echt komisch aus. Original wie eine Comicfigur.

»Hör auf!«, lachte ich.

»Aber... aber... Dr. Jekyll...«, stammelte Aaron.

»Ja, ja. Schon klar«, winkte ich kopfschüttelnd ab.

»Dr. Jekyll trinkt irgendein Gebräu und verwandelt sich in Mr. Hyde, ein böses, Grauen erregendes Monster. Diese Schauergeschichte von Robert Louis Stevenson kennt jedes Kind.«

»Nein, es ist...«, versuchte es Aaron erneut.

»Den gibt es doch gar nicht. Das ist nur eine Geschichte«, versicherte ich ihm. »Kannst du dir vorstellen, was mein armer Onkel in seinem Leben schon an blöden Sprüchen aushalten musste - bloß weil er zufälligerweise Jekyll heißt?«

»Nein, du verstehst nicht!« Aaron kreischte jetzt fast.

Ich wich einen Schritt zurück. Was regte er sich denn auf einmal so auf?

»Hör mir nur mal einen Moment zu«, verlangte er atemlos.

»Das ist echt kein Witz, Heidi. In letzter Zeit wird das Dorf immer wieder von einem grässlichen Monster heimgesucht. Und...«

»Lass mich raten«, unterbrach ich ihn. »Ist es groß und grün und heißt Godzilla?«

Aaron warf mir einen so verletzten Blick zu, dass ich ein richtig schlechtes Gewissen bekam. »Du ... du meinst das ernst, oder?«

Er nickte stumm.

Der schneebedeckte Boden sah grau aus, seit sich die Wolken vor die Sonne geschoben hatten. Über dem Parkplatz lagen lange Schatten.

Plötzlich hatte ich das merkwürdige Gefühl, in einem alten Schwarzweißfilm gelandet zu sein.

Ich habe öfter solche Anwandlungen. Aber ich schreibe ja auch Gedichte.

»Es ist so eine Art Raubtier«, erklärte Aaron mir. »Der ganze Ort ist in Panik. Die Bestie treibt sich in den Straßen rum, verwüstet Geschäfte und Häuser und greift sogar Menschen an.«

»Aber was hat das Ganze mit meinem Onkel Jekyll zu tun?«, fragte ich.

Aaron schluckte laut. »Na ja, viele Leute hier glauben, dass dein Onkel dafür verantwortlich ist.«

»Was?« Ich sah ihn entgeistert an. »Willst du damit sagen, dass mein Onkel zum ... zum Monster wird?«

»Könnte doch sein«, rief Aaron, der richtig hysterisch klang. »Oder er hat das Monster irgendwie erschaffen. Er ist doch Wissenschaftler, oder? Vielleicht... vielleicht ist er einer dieser wahnsinnigen Wissenschaftler! Möglicherweise macht er da oben in seinem Haus irgendwelche gefährlichen Experimente und ...«

»Das reicht!«, unterbrach ich ihn sauer und stapfte davon. »Vergiss es, Aaron. Du hast dir wohl gedacht, dass du der Neuen mal ein bisschen Angst machen kannst, was?« Ich wirbelte wieder zu ihm herum und schrie: »Darauf falle ich aber nicht rein. So einen Mist glaube ich nicht!«

Er sah mich wieder mit diesem verletzten Ausdruck an. »Aber er heißt doch Jekyll, oder?«, sagte er leise. »Vielleicht ist er ja der Urururenkel von dem Jekyll aus der Geschichte. Und vielleicht...«

»Aber das ist doch bloß ein Roman!«, brüllte ich. »Kennst du den Unterschied zwischen Wahrheit und Erfindung nicht, Aaron? Romane sind *erfunden*. Dr. Jekyll ist eine *Erfindung**.«

»Das Monster ist echt«, versicherte er mir. »In der Gegend traut sich nachts keiner mehr raus. Wir haben hier im Ort nur vier Polizisten und die wissen auch nicht mehr, was sie tun sollen.«

»Sie sollten aufhören, abends Horrorfilme zu schauen«, rief ich höhnisch. »Dann hätten sie auch keine solchen Albträume mehr.«

»Na gut. Wie du willst!«, fauchte Aaron. »Dann glaub mir eben nicht. Mach dich ruhig lustig. Nur noch eins, Heidi: Die Leute im Dorf wollen, dass dein Onkel verhaftet wird. Die Polizei hat nur noch nicht genügend Beweise gesammelt.«

«Woher weißt du das alles?«

»Mein Cousin Allan ist bei der Polizei«, antwortete er. »Und außerdem ist das hier ein kleiner Ort. Jeder weiß über jeden Bescheid. Auch die Kinder.«

Ich sah ihm prüfend ins Gesicht. Er schien das mit der Monstergeschichte wirklich ernst zu meinen. Aber mir war klar, dass es ein Witz war. Es musste ein Witz sein.

Ich bibberte. »Ich muss jetzt zu Onkel Jekyll«, seufzte ich.
»Also, gibt es hier ein Taxi?«

Er schüttelte den Kopf. »Du kannst zu Fuß gehen. Es sind nur zwanzig Minuten.«

»In welche Richtung?«

Er deutete die Straße hinauf. »Geh einfach immer geradeaus, durch den Wald hinter dem Dorf und den Hügel rauf. Er ist ziemlich steil, aber die Straßen sind heute früh geräumt worden, sodass der Schnee kein Problem sein dürfte. Dein Onkel wohnt ganz oben.«

Ich sah mit zusammengekniffenen Augen auf die Bäume, deren Äste sich unter dem Gewicht des Schnees bogen. »Kannst du mir auch eine Hausnummer sagen?«

»Nein.« Aaron schüttelte den Kopf. »Aber du kannst es gar nicht verfehlten. Das Haus ist riesig. Sieht genauso aus wie ein Gruselschloss aus einem Horrorfilm. Echt.«

»Ja, stimmt. Daran erinnere ich mich auch noch.« Ich nickte.

Da kam mir ein Gedanke. »Kannst du mich nicht hinbringen?«

Aaron senkte den Blick. »Ich... nein, geht nicht«, murmelte er und berührte mich dann bittend am Arm. »Das verstehst du doch, oder? Ich will nicht sterben.«

4

Ich war mir sicher, dass Aaron mich auf den Arm nahm. Das Ganze war ein kranker Witz, ganz klar. Aber weshalb sah er dann so ängstlich aus?

Oder war er einfach ein begnadeter Schauspieler?

»Na gut, vielleicht sehen wir uns ja mal wieder«, meinte ich.
»Beim Einkaufen - oder in der Schule.«

»Ja, bis dann!« Er drehte sich um und lief auf den Busbahnhof zu. Einmal wandte er sich noch um, dann verschwand er um die Ecke.

Wahrscheinlich rennt er sofort zu seiner Mutter, um ihr zu erzählen, wie toll er »die Neue« reingelegt hat. Bestimmt liegen die beiden jetzt schon am Boden vor Lachen, dachte ich.

Ich holte tief Luft, zog meine Kapuze noch tiefer ins Gesicht und marschierte los. Der gefrorene Schnee knirschte unter den Sohlen meiner Doc Martens. Funkelnde Flocken fielen von den Bäumen, die in der Nachmittagssonne silbrig glitzerten.

»Was für ein Horrortag!«, brummte ich in mich hinein. Erst holt Onkel Jekyll mich nicht ab. Dann lerne ich einen Jungen kennen, der mir weismachen will, mein Onkel wäre ein Monster. Und dann muss ich bei dieser Schweinekälte auch noch zu Fuß gehen.

Die schmale Straße schlängelte sich hügelaufwärts durch den Ort. Ich betrachtete die Schaufenster der kleinen Geschäfte. Es gab einen Frisör, einen Lebensmittelladen, eine winzige Post, über deren Eingang die amerikanische Flagge wehte, und eine Waffenhandlung mit Jagdgewehren im Fenster.

Mir wurde rasch klar, dass das alles war. Der ganze Ort bestand aus einer einzigen Hauptstraße.

In einer verschneiten Nebenstraße erblickte ich rechts und links Reihen kleiner Wohnhäuser. Sie kamen mir vor wie Pappkartons, die jemand hintereinander aufgestellt hat.

Ob Aaron wohl in solch einem Haus wohnte?

Der Wind blies so heftig, dass ich mich dagegen stemmen musste, während ich den Hügel hinaufstapfte. Gleich hinter den letzten Häusern begann der Wald. Die Äste der Bäume ächzten und bogen sich im Wind. Ich hörte winzige Füße über den Schnee huschen. Eichhörnchen wahrscheinlich oder Waschbären.

Nach einer Weile machte die Straße eine Kurve. Unterwegs war mir kein Mensch und auch kein Auto entgegengekommen. Mein Rucksack hüpfte mir auf dem Rücken auf und ab, während ich den Hügel erklimm.

»O Mann!« Erschrocken schrie ich auf, als Onkel Jekylls Haus plötzlich vor mir aufragte. Es sah tatsächlich so aus wie ein Gruselschloss aus einem Horrorfilm.

Der Wind trieb mir feuchte Schneeflocken von den Bäumen in die Augen, sodass ich einen Moment lang nichts sah. Ich wischte den Schnee weg und schaute zu dem düsteren, aus Steinquadern erbauten Herrenhaus empor.

Mein neues Zuhause.

Ich spürte einen Kloß im Hals, aber den würgte ich schnell wieder hinunter.

Es wird schon alles gut, Heidi, redete ich auf mich ein. Jetzt versink nicht gleich in Selbstmitleid. Warte doch erst mal ab.

»Das Abenteuer kann beginnen!«, sagte ich laut vor mich hin.

Genau. Ich beschloss, mein neues Leben als spannendes Abenteuer zu begreifen.

Den Blick starr auf das Haus gerichtet, stieg ich den steilen Hang hinauf. Dabei rutschte ich immer wieder mit den Schuhen im Schnee ab. Der Wind pfiff mir um die Ohren und wurde stärker, je weiter ich nach oben kam.

Wenig später trat ich auf das Haus zu, das dunkle Schatten warf. Es war, als würde schlagartig die Sonne verschwinden. Ich blinzelte ins graue Dämmerlicht und stieg die Eingangsstufen zur schwarzen Holztür hinauf. Dann drückte ich auf den Klingelknopf.

Weshalb zitterte ich so? War es die Kälte?

Nachdem ich mir die feuchten Schneeflocken vom Parka gewischt hatte, klingelte ich ein zweites Mal.

Ich wartete. Zitternd und außer Atem.

Endlich wurde die schwere knarrende Tür aufgezogen.

Ein Kopf erschien im Türspalt. Das Gesicht eines hübschen Mädchens mit schwarzen Ringellocken.

Marianna!

»Hi...!«, sagte ich lächelnd. Mehr brachte ich nicht heraus.

»*Verschwinde!*«, flüsterte sie eindringlich. »*Verschwinde, solange du noch kannst!*«

»Ah, was?« Vor Schreck wäre ich beinahe rückwärts die Treppe hinuntergefallen. Ich starnte sie entgeistert an. »Marianna, wie meinst du das?«

Ihre dunklen Augen blitzten auf und sie öffnete die Lippen.

Doch dann hielt sie plötzlich inne.

Hinter ihr war das Klappern von Absätzen zu hören, die über das Parkett näher kamen. Marianna drehte sich um.

Eine Frau in schwarzer Dienstmädchentracht mit weißer Schürze erschien in der Tür. »Meine Kusine Heidi ist da«, erklärte Marianna.

Das Dienstmädchen lachte. »Und warum lässt du sie dann nicht herein?«

Marianna sah mich an. Sie kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, als wollte sie mich warnen. Im nächsten Moment wurde ihre Miene vollkommen ausdruckslos. Sie zog die schwere Tür auf und winkte mich ins Haus.

»Das ist Sylvia«, sagte sie und zeigte auf das Dienstmädchen. »Sie hilft dir beim Auspacken.«

»Dein Gepäck ist schon seit zwei Tagen hier«, erzählte Sylvia. »Bist du etwa zu Fuß vom Busbahnhof gekommen?«

Ich nickte. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich immer noch die Kapuze trug. Ich zog sie mir vom Kopf und öffnete den Parka.

»Dabei habe ich Dad heute Morgen noch dran erinnert, dass du kommst«, meinte Marianna kopfschüttelnd. »Wahrscheinlich hat er es vergessen.«

»Du musst völlig durchgefroren sein!«, rief Sylvia und nahm mir die Jacke ab. »Komm, ich mache dir was Heißes zu trinken.« Sie eilte mit klickenden Absätzen davon.

Ich blickte mich um. Marianna und ich standen in einer düsteren Eingangshalle. Hoch oben über unseren Köpfen gab ein riesiger Kristalllüster sein bleiches Licht ab, das kaum zu uns nach unten drang. Die Wände waren dunkelgrün tapiziert. Bratenduft erfüllte die Luft.

Ich wandte mich zu Marianna um. Sie war groß, fast einen Kopf größer als ich, und dünn. Ihre schwarzen Locken umrahmten ihr Gesicht und fielen lang über ihren dicken rot-weiß karierten Wollpulli. Dazu trug sie schwarze Leggings, die sie noch größer und dünner wirken ließen.

Auch diesmal - sieben Jahre später - kam ich mir neben ihr farblos und langweilig vor.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und ging vor mir her in ein riesiges Wohnzimmer. In einem gemauerten Kamin auf der anderen Seite des Raumes prasselte ein Feuer. Davor standen schwere Sitzmöbel aus braunem Leder.

An den Wänden hingen große Ölgemälde mit schneedeckten Berglandschaften darauf. Die Vorhänge waren halb zugezogen, sodass nur ein schmaler Streifen Licht ins Zimmer fiel.

»Wie geht es dir denn so?«, fragte ich meine Kusine mit erzwungener Munterkeit.

»Geht schon«, antwortete sie ohne Interesse.

»Ihr habt gerade Ferien, oder?«

Sie nickte. »Ja.« Die Arme hatte sie noch immer vor der Brust verschränkt.

»Und wie geht es Onkel Jekyll?«, startete ich einen weiteren Versuch.

»Ganz gut, glaube ich«, entgegnete sie achselzuckend. »Wie immer nur am Arbeiten.«

Marianna ist noch genauso schüchtern wie früher, dachte ich. Oder ist sie vielleicht einfach unfreundlich?

Ich gab mir alle Mühe, ein Gespräch in Gang zu bekommen. »Wo steckt er denn? Ist er überhaupt zu Hause?«

»Er arbeitet«, murmelte Marianna und schlenderte zum Fenster. »Im Labor. Er darf nicht gestört werden.« Sie wandte mir den Rücken zu und starnte in den Schnee hinaus.

»Ja, okay ... aber meinst du nicht, wir sollten ihm sagen, dass ich angekommen bin?«, fragte ich. Da ich nicht wusste, wohin mit meinen Händen, hob ich einen kleinen blauen Glasvogel vom Regal, stellte ihn aber gleich wieder hin. Er war überraschend schwer.

Marianna gab keine Antwort.

»Als ich vorhin durchs Dorf kam, ist mir aufgefallen, dass es ziemlich klein ist«, redete ich drauflos. »Was kann man denn hier machen? Was unternehmt ihr so? Ich meine ... es gibt doch sicher ein paar Kinder in unserem Alter, oder?«

Sie nickte, sagte aber immer noch nichts. In dem grauen Licht, das durchs Fenster ins Zimmer flutete, sah sie aus eine edle Statue.

Als sie schließlich die Arme herunternahm und sich zu mir umdrehte, war ihre Miene eiskalt wie Stein.

»Willst du dein Zimmer sehen?«, fragte sie.

»Ja, klar. Gerne!« Ich folgte ihr zur Treppe in der Eingangshalle und fasste das glatte, schwarze Geländer an, während wir nach oben stiegen.

Marianna ist einfach total schüchtern, beruhigte ich mich. Es muss ja auch ein komisches Gefühl sein, wenn plötzlich eine völlig fremde Gleichaltrige auftaucht und bei einem einzieht.

»Es... es wäre echt schön, wenn wir so eine Art Schwestern werden könnten«, platzte ich heraus.

Das schien sie witzig zu finden, aber ihr Kichern klang irgendwie boshhaft. Sie blieb stehen und drehte sich zu mir um.

»Schwestern?«

»Ja... na ja.« Mein Herz klopfte. »Ich kann mir gut vorstellen, dass das nicht so einfach für dich ist. Also, ich meine ...«

Sie grinste spöttisch. »Nicht so einfach? O Mann, Heidi, du hast doch *keine* Ahnung.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich nach. »Hm?«

Aber sie warf nur ihre schwarzen Locken nach hinten und ging weiter die Treppe in den ersten Stock hinauf. Oben angekommen, blickte ich in einen unendlich langen Gang, der mit einem düsteren Blumenmuster tapeziert war. Die Luft war kalt und roch modrig. Wandleuchter, die Fackeln nachempfunden waren, tauchten den Korridor in ihr fahles Licht. Die meisten Türen waren geschlossen.

»Da vorne ist mein Zimmer.« Marianna deutete auf eine Tür am Ende des Flurs, der mir kilometerlang vorkam. Dann stieß sie eine schwere Tür in unserer Nähe auf. »Und das ist deins.«

Mit geschlossenen Augen trat ich über die Schwelle, weil ich schon ahnte, wie es sein würde. Düster und deprimierend.

Als ich aufsah, lächelte ich überrascht. »He - nicht übel!«, murmelte ich.

Das Zimmer strahlte Heiterkeit und Ruhe aus. Vor den beiden großen Fenstern, durch die das Licht des späten Nachmittags hereindrang, hingen leichte, luftige Vorhänge. Mit schnellem Blick entdeckte ich ein Bett, auf dem meine geöffneten Koffer lagen, einen kleinen Schreibtisch aus Holz, eine hohe Kommode und zwei modern aussehende Sessel.

Wirklich nicht übel.

An einer Wand stand ein Regal, das bis zur Decke reichte und über und über mit Büchern gefüllt war.

Marianna beobachtete mich von der Tür aus. »Die alten Bücher von Dad kannst du natürlich rausschmeißen und Platz für deine eigenen Sachen machen«, meinte sie.

»Nein, ich mag Bücher«, antwortete ich. »Ist mein Computer eigentlich schon angekommen? Und mein CD-Player?«

»Noch nicht«, sagte Marianna.

Ich ging zum Fenster, schob die Vorhänge zur Seite und spähte nach draußen. »Wow, was für eine Superaussicht!«, rief ich begeistert. »Man kann ja bis zum Dorf hinuntersehen!«

»Ja, ganz toll!«, murmelte Marianna abschätzig.

Ich drehte mich zu ihr um. »Sag mal, hast du schlechte Laune oder was?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Wenn du willst, hilft Sylvia dir beim Auspacken.«

»Nein, das mache ich lieber allein«, wehrte ich ab und ging auf die Tür neben der Kommode zu. »Ist das ein Wandschrank?«

Ich wartete ihre Antwort gar nicht erst ab, sondern riss die Tür auf und starnte in einen sehr geräumigen Wandschrank mit Regalfächern und Kleiderstangen.

»Wahnsinn!«, rief ich. »Das ist ja der Hammer. Der Schrank allein ist fast so groß wie mein Zimmer zu Hause!«

Zu Hause...

Die Worte blieben mir im Hals stecken. Ich war überrascht von der Heftigkeit, mit der die Gefühle mich überwältigten.

In meinen Augen brannten Tränen, die ich hastig wegwischte. Dann beugte ich mich tiefer in den Wandschrank, damit Marianna

mich nicht weinen sah. Finde dich damit ab, Heidi, schimpfte ich mit mir selbst. Dein Zuhause ist jetzt *hier*.

Aber ich konnte mich nicht damit abfinden. Ich konnte mich nicht mit der Tragödie abfinden, die mein Leben zerstört und mich in dieses düstere Haus in einem winzigen Kaff in New England geführt hatte.

Ich finde mich nie im Leben damit ab, dachte ich verbittert und sah vor meinem inneren Auge die lächelnden Gesichter meiner Eltern.

Dann atmete ich tief durch und trat wieder ins Zimmer. »Echt, Marianna, der Wandschrank ist...«

Sie war verschwunden.

»Ich möchte echt wissen, was die für ein Problem hat!«, sagte ich laut.

Dann ging ich zum Bett und machte mich daran, T-Shirts und Oberteile aus dem ersten Koffer auszupacken. Ich trug sie zur Kommode und ordnete sie in eine Schublade ein, die ein wenig modrig roch. Ich hoffte, dass meine Sachen den Modergeruch nicht annehmen würden.

Als die erste Schublade gefüllt war, hörte ich auf. Ich fand, dass ich Onkel Jekyll allmählich mal begrüßen sollte. Er musste doch wissen, dass ich angekommen war.

Während ich in den Flur trat und zur Treppe eilte krempelte ich mir nervös die Ärmel runter. Ich hatte ziemliches Herzklopfen. Das letzte Mal, als ich Onkel Jekyll gesehen hatte, war ich fünf gewesen.

Ob er sich freuen würde? Hoffentlich würde er mich ein bisschen herzlicher empfangen als Marianna!

»Wohin willst du denn?«

Ich fuhr herum, als ich Mariannas Stimme vom anderen Ende des Korridors hörte. Sie steckte den Kopf zur Zimmertür heraus.

»Nur schnell runter, Onkel Jekyll hallo sagen«, antwortete ich.

»Er ist im Labor. Du solltest ihn da wirklich nicht stören!«, rief sie mir hinterher.

»Ich sag nur schnell hallo und bin wieder draußen!«

Auf dem unteren Treppenabsatz lief ich Sylvia in die Arme und ließ mir von ihr den Weg zum Labor zeigen.

Das Labor befand sich am Ende eines weiteren langen Ganges. Ich wollte gerade anklopfen, als mich ein lautes Geräusch von der anderen Seite der Tür zurückzucken ließ. Es klang wie das Quielen eines Tieres. Eines Schweines oder so. Ich lauschte mit angehaltenem Atem.

Wieder ertönte dieses laute Quielen. Es klang verängstigt. Wie von einem Tier, das in der Falle sitzt.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und stieß die Tür auf.

Mein Onkel stand mit dem Rücken zu mir über einen langen Tisch gebeugt. Der Saum seines langen weißen Kittels schleifte fast am Boden.

Er senkte den Kopf und gleich darauf ertönte wieder dieser seltsame Laut. Er hatte nichts Menschliches an sich. Es war der Schrei eines Tieres.

Also ist es doch wahr!, dachte ich und erstarre in Panik. Er spielt die Dr.-Jekyll-und-Mr.-Hyde-Geschichte nach. Trinkt irgendwelche grässlichen Chemikalien und verwandelt sich in ein Grauen erregendes Untier!

Und während ich ihn von der Tür aus noch anstarrte, drehte er sich langsam um.

Als er mir sein Gesicht zuwandte, konnte ich einen Schrei nicht unterdrücken.

6

Ich konnte nicht anders. Ich starrte ihn mit offenem Mund an.

Nein. Ein Monster war er nicht.

Aber er sah so alt aus! Viel älter, als ich ihn in Erinnerung hatte.

Ich rechnete schnell nach und kam zu dem Ergebnis, dass er höchstens Anfang vierzig war. Und trotzdem war sein Haar schlohweiß.

Unter seinen rot geränderten Augen hingen schwere Tränensäcke und sein Gesicht hatte tiefe Falten und Runzeln.

Seine Haut war so bleich und trocken und farblos, dass er aussah, als wäre er lange Zeit krank gewesen.

»Heidi?«

Er ließ das Tier fallen, das er in den Händen gehalten hatte. Es schien ein Meerschweinchen zu sein, das mit einem leisen *Flopp* auf dem Tisch landete. Empört quiekend sprang es mit einem Satz auf den Boden und flitzte davon.

»Tut mir Leid!«, murmelte ich.

Offenbar hatte das Meerschweinchen eben so laut gequiekt.

Onkel Jekyll erholte sich von seinem Schreck und strahlte mich an. »Heidi - mein Gott, bist du gewachsen! Aus dir ist eine richtige junge Dame geworden, obwohl ich dich natürlich sofort wieder erkannt habe.«

Er trat auf mich zu und umarmte mich. Seine Wange fühlte sich kratzig an und seine Haut roch irgendwie chemisch. Als er mich losließ, zitterte sein Kinn und seine blassgrauen Augen waren feucht.

Er sieht aus wie ein Hundertjähriger!, dachte ich. Wie konnte das nur passieren?

Plötzlich erstarb sein Lächeln und er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn. »Ach, ich hätte dich ja abholen sollen!«, stöhnte er.

»Ist schon okay...«, winkte ich ab.

»Entschuldige bitte!« Er schüttelte den Kopf. Sein weißer Haarschopf stand nach allen Richtungen ab, als hätte er sich seit Wochen nicht gekämmt. »Aber meine Arbeit. Ich habe im Labor so viel zu tun ...«

»Ein Junge am Busbahnhof hat mir den Weg erklärt«, erzählte ich. »Ich habe euer Haus sofort gefunden. Marianna hat mir auch schon mein Zimmer gezeigt.«

Er seufzte. »Ach, ich bin wirklich ein zerstreuter Professor geworden. Manchmal arbeite ich tagelang im Labor und vergesse darüber die Zeit.«

Hinter ihm dampfte und brodelte es aus lauter Apparaturen. An der Wand sah ich viele Käfige. In manchen saßen kleine weiße Mäuse und Meerschweinchen, die durchs Gitter lugten.

Aus einem Raum hinter dem Labor ertönte unvermittelt ein

lautes, lang gezogenes Heulen. Es klang wie das Jaulen eines Hundes.

»Es ist wohl ziemlich wichtig, was du hier erforscht, was?«, fragte ich schüchtern.

Er nickte. »Ja. Ich hoffe, dass ich bald den entscheidenden Durchbruch mache.« Er seufzte wieder. »Aber die Arbeit ist sehr schwierig.«

Er fuhr sich durch sein dichtes, weißes Haar und musterte mich lange mit seinen grauen Augen.

»Bist du mit deinem Zimmer zufrieden?«, erkundigte er sich.
»Wir haben versucht, es dir etwas netter zu machen. Dieses alte Haus ist ja ziemlich düster.«

»Das Zimmer ist toll«, versicherte ich ihm. »Marianna hat mir geholf...«

»Es tut ihr sicher gut, dass du jetzt hier bist«, unterbrach mich mein Onkel. »Sie braucht jemanden in ihrem Alter.«

»Sie kommt mir nur immer noch so... so still vor«, brach es aus mir heraus.

Er nickte. »Es ist ein sehr einsames Leben in diesem riesigen, alten Haus, und außer ihrem verrückten Vater hat sie keinen. Leider habe ich durch meine Arbeit kaum Zeit für sie. Ich hoffe, du fühlst dich hier nicht vernachlässigt, Heidi.«

»Ich komme schon klar«, erwiderte ich.

»Es wäre schön, wenn du und Marianna...« Onkel Jekyll sprach nicht weiter. Verlegen sah er zu Boden.

»Ja, das fände ich auch«, sagte ich hastig. »Weißt du ... ich fange ja irgendwie ein ganz neues Leben an, Onkel Jekyll. Und ich habe mir vorgenommen, alles dafür zu tun, dass es schön wird.«

Er schloss mich erneut in die Arme. »Eine Tragödie ist das«, murmelte er. »Man könnte heulen.« Als er mich losließ, zitterte sein Kinn schon wieder.

Was meinte er damit?

Sprach er von meinen Eltern? Von dem Autounfall?

Oder ging es um etwas anderes? Irgendeine andere Art von Tragödie?

Ich wollte schon aus dem Zimmer gehen, aber Onkel Jekylls

Worte hatten mich an die seltsame Geschichte erinnert, die Aaron mir erzählt hatte.

Ich drehte mich um. »Ich wollte dich noch was fragen«, sagte ich.

Onkel Jekyll stand schon wieder an seinem Arbeitstisch, über ein dickes Buch mit Aufzeichnungen gebeugt. Er sah auf. »Was gibt es, Heidi?«

»Also ...« Ich zögerte. »Der Junge am Busbahnhof... er wohnt im Dorf. Der hat mir, glaube ich, Angst machen wollen. Vielleicht weil ich neu im Ort bin oder so. Jedenfalls hat er mir von so einem Monster erzählt ...«

Zu meinem Entsetzen lief Onkel Jekylls bleiches Gesicht schlagartig krebsrot an. »Nein!«, brüllte er. »Nein. Nein!«



»O Gott, entschuldige bitte«, sagte ich gepresst und wischte rückwärts zur Tür zurück.

Onkel Jekyll traten fast die Augen aus dem Kopf. Sein Gesicht verfärbte sich dunkelviolett. »Es gibt kein Monster!«, rief er schrill. »Du darfst diese verrückte Geschichte nicht glauben!« Wütend schlug er mit der Faust auf die Tischplatte. »ES GIBT KEIN MONSTER!«

»T-tut mir Leid«, stammelte ich wieder.

Ich drehte mich um und stürzte aus dem Labor. Kurz darauf fiel krachend die Tür hinter mir zu.

Schwer atmend stand ich im dunklen Korridor. Onkel Jekylls wütend geäußerte Worte hallten mir im Kopf nach. Ich sah sein dunkelrotes Gesicht vor mir, die funkelnden Augen und seine Faust, mit der er aufgebracht auf den Tisch schlug.

Wieso hatte ihn meine Frage so in Rage gebracht?

Sagte er die Wahrheit? Aber weshalb hatte er dann so gebrüllt?

Oder hatte Aaron doch nicht gelogen und das Monster lebte? Womöglich sogar hier, in diesem Haus?

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter. Vor Schreck blieb mir fast das Herz stehen.

Hinter mir stand Sylvia. »Verzeihung«, entschuldigte sie sich. »Ich wollte dich nicht erschrecken, sondern nur fragen, ob ich dir beim Auspacken helfen kann?«

»Nein...«, erwiderte ich und dann brach es aus mir heraus. »Onkel Jekyll hat eben einen richtigen Wutanfall gekriegt. Ich habe ihm nur eine Frage gestellt, und da hat er mich total angebrüllt.«

Sie nickte, beugte sich vertraulich vor und flüsterte: »Dein Onkel steht stark unter Stress.«

Mein Herz hämmerte immer noch. »Aber er ist richtig in die Luft gegangen!«, rief ich.

»Er ist ein sehr netter Mann«, versicherte Sylvia mir sanft. »Nur arbeitet er im Moment so viel, dass er sich manchmal nicht mehr unter Kontrolle hat.«

Ich starrte Sylvia entgeistert an. Was wollte sie damit sagen? *Er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle?*

Bedeutete das, dass Onkel Jekyll tatsächlich die wahnsinnige Bestie war, vor der Aaron mich gewarnt hatte?

Quatsch. Totaler Quatsch.

Du musst dich beruhigen, Heidi, sagte ich mir selbst. Deine Phantasie geht mit dir durch.

Sylvia steckte die Hände in die Taschen ihrer weißen Schürze und ging vor mir her die lange Treppe zu meinem Zimmer hinauf. Eigentlich hätte ich die Koffer lieber selbst ausgepackt, aber es tat gut, nicht allein zu sein.

Nachdem alles eingeräumt war, machte ich mich auf die Suche nach Marianna. Ich bekam jedoch keine Antwort, als ich an ihre Tür klopfte.

Also beschloss ich, mich ein bisschen allein in dem alten Haus umzusehen. Ein paar Türen von Mariannas Zimmer entfernt lag Onkel Jekylls Schlafzimmer. Außerdem entdeckte ich ein kleines Arbeitszimmer, dessen vier Wände vollständig mit Bücherregalen bedeckt waren.

In der Nähe befand sich noch ein weiteres nett eingerichtetes Schlafzimmer. Vermutlich ein Gästezimmer. Ich fragte mich, ob Onkel Jekyll jemals Besuch bekam.

Die übrigen Zimmer im ersten Stock waren zum großen Teil leer, wenn man von dem Staub und den dicken Spinnweben absah. In anderen Räumen standen Möbelstücke, die mit alten Laken und Decken zugehängt waren.

Mir kam der Gedanke, dass ich mir einen kleinen Arbeitsraum einrichten könnte. Eine Art Wohnzimmer, wo ich meine Anlage und meinen Computer aufstellen und mit meinen neuen Freunden abhängen könnte.

Mit meinen neuen Freunden ...

Blöd, dass gerade Weihnachtsferien waren! Ich konnte es kaum erwarten, ein paar Kinder in meinem Alter kennen zu lernen.

Neugierig ging ich durch den langen Korridor, öffnete Türen und schaute mir alles an. Als ich die Tür zu einem schmalen Wandschrank aufmachte, scheuchte ich eine kleine graue Maus auf. Sie starrte eine Sekunde zu mir empor und huschte dann hinter einen Besen.

Mich schauderte es etwas. Ob es in meinem Zimmer auch Mäuse gab?

Der größte Schock erwartete mich im nächsten Zimmer. Als ich die Tür aufstieß und der Lichtstrahl aus dem Korridor auf die Wände fiel, verschlug es mir den Atem.

Abgesehen von zwei mit Laken verhängten Sesselchen, die wie kleine Gespenster in der Mitte des Raumes standen, war das Zimmer leer. Aber das war es nicht, was mich so erschreckte. Es waren die dunkelgrün tapezierten Wände...

Die Tapete ... sie hing überall in Fetzen herunter. Die Wände waren wie zerkratzt. Überall sah ich lange, tiefe Schrammen - Kratzspuren.

Als hätte ein Tier die Wand mit scharfen Klauen bearbeitet, sich in die Tapete verkrallt... so lange, bis sie zerfleddert von allen Seiten hing.

Ein wildes Tier... eine Bestie ...

Langsam schob ich mich rückwärts aus dem Zimmer.

Da hörte ich neben mir laute Atemzüge - und begriff, dass ich nicht allein war.

»Marianna!«, entfuhr es mir.

Ihre dunklen Augen bohrten sich in meine. »Was hast du hier zu suchen?«

»Dieses Zimmer...«, würgte ich hervor. »Die Wände... sind überall Kratzspuren. Die Tapete ist total zerfetzt. Als ob ...« Ich konnte den Satz nicht beenden.

Marianna sah mich einen Moment stumm an, dann senkte sie den Blick zu Boden. »Das war George«, sagte sie sanft.

»Wer? George?«

»Unser alter Kater. Er war echt neurotisch«, erklärte sie. »Man konnte ihn nie allein lassen. Das hat er nicht ertragen. Eines Tages hat ihn jemand versehentlich hier eingesperrt und er ist total ausgerastet.«

Ich spähte noch einmal durch die Tür auf die langen Kratzer. Sie zogen sich vom Boden bis zur halben Wandhöhe hinauf. Kam eine Katze überhaupt so hoch? Konnte eine einzige Katze alle vier Wände zerkratzen? Und solche tiefen Spuren hinterlassen?

»Wo ist George jetzt?«

Marianna blickte noch immer zu Boden. »Dad musste den armen Kerl einschläfern«, antwortete sie. »Es ging einfach nicht anders. Er war gestört.«

Sie nahm mich am Arm. »Komm. Ich habe dich gesucht. Es gibt nämlich Essen.« Zum ersten Mal sah ich sie lächeln. »Heute ist ein Wunder passiert.«

»Ein Wunder?«, fragte ich, während ich hinter ihr die Treppe hinunterging. »Was für eins?«

»Dad isst mit uns. Normalerweise lässt er das Abendessen ausfallen und arbeitet weiter. Aber dir zu Ehren macht er heute eine Ausnahme!«

Als wir beinahe unten waren, hielt ich sie am Arm fest. »Du, ich fürchte, ich habe heute was Falsches zu ihm gesagt«, gestand ich ihr. »Ich glaube, er ist sauer auf mich.«

Sie zog ihre dunklen Augenbrauen hoch. »Sauer? Dad?«

Ich nickte. »Am Busbahnhof habe ich einen Jungen kennen gelernt. Aaron Freidus. Vielleicht kennst du ihn?«

»Der ist auf meiner Schule.«

Ich vergewisserte mich, dass Onkel Jekyll nicht in der Nähe war, ehe ich leise weitersprach. »Aaron hat mir da was Komisches erzählt. Ich habe richtig Angst bekommen. Er hat gesagt, dass sich ein Monster im Dorf rumtreibt.«

Marianna schnappte hörbar nach Luft und packte mich am Arm. Ihre Hand war eiskalt. »Und das hast du Dad erzählt?«

Ich nickte. »Er hat den vollen Wutanfall bekommen.«

»Er ist ziemlich empfindlich, was diese Sache angeht«, flüsterte Marianna. »Mach dir keine Sorgen. Er war nicht wütend auf dich, sondern auf die Leute aus dem Dorf. Er hat ziemliche Probleme mit ihnen ... wegen seiner Arbeit. Seiner Ansicht nach erfinden sie Geschichten, weil sie nicht begreifen, was er tut.«

»Dann stimmt Aarons Geschichte also nicht?«, fragte ich.

Sie verzog das Gesicht. »Natürlich nicht!«

Sie ließ meinen Arm los und führte mich ins Esszimmer. Durch das Fenster sah ich den hellen Halbmond über den kahlen Bäumen am Himmel stehen. Die Äste bogen sich im Wind und die alten Fensterscheiben klimmten leise.

Das Esszimmer wirkte hell und einladend. Über der langen, mit einem weißen Tischtuch bedeckten Tafel funkelte ein Kristalllüster.

Onkel Jekyll saß bereits am Kopfende. Er hatte seinen Kittel ausgezogen und trug stattdessen ein Jeanshemd und helle Hosen. Sein weißes Haar hatte er sich mit Gel zurückgekämmt.

Er lächelte, als Marianna und ich den Raum betraten, und bedeutete uns mit einer Geste, Platz zu nehmen, einander gegenüber. »Wo habt ihr denn gesteckt? Hoffentlich hast du dich nicht verlaufen, Heidi.«

»Nein, Marianna hat mir ja alles gezeigt«, sagte ich. »Aber in diesem Haus könnte man sich wirklich leicht verlaufen.«

Er tätschelte meine Hand. »Keine Sorge. Du findest dich bestimmt bald zurecht.«

Sylvia stellte dampfende Schüsseln mit Suppe vor uns.

»Das ist übrigens das berühmte ›Clam Chowder‹ - eine der Spezialitäten unserer Gegend. Ein Eintopf aus Muscheln und

Fisch«, erklärte Onkel Jekyll, beugte sich über seine Schüssel und sog tief das Aroma in die Nase. »Schau dir diese köstlichen Muscheln an! So was gab es bei euch in Springfield sicher nicht.«

Ich lachte. »Stimmt. Höchstens aus der Dose.«

Die gute Laune meines Onkels, der gemütliche, helle Raum und der köstlich duftende, sahnige Eintopf vor mir munterten mich auf.

Das Abendessen verlief sehr angenehm. Onkel Jekyll redete am meisten, wohingegen Marianna schweigend ihren Eintopf löffelte und nur sprach, wenn sie etwas gefragt wurde. Trotzdem fühlte ich mich schon viel wohler und aufgehobener.

Während des Nachtischs - warmer Apfelkuchen mit Vanilleeis - erzählte Onkel Jekyll davon, wie ich damals als Kind bei ihnen zu Besuch gewesen war und gefragt hatte, ob er Dr. Frankenstein sei.

Darüber lachten wir beide. Nur Marianna aß mit gesenktem Blick weiter ihren Nachtisch und blieb stumm.

»Du hattest mich schon als Kind als verrückten Wissenschaftler in Verdacht«, verkündete er lächelnd. Im Licht des Leuchters schimmerten seine grauen Augen silbrig. »Und damit hattest du natürlich vollkommen Recht!«, scherzte er und fuhr dann fort: »Wenn man Jekyll heißt, hat man keine Wahl.« Er steckte sich einen Löffel Eis in den Mund. »Da muss man einfach ein verrückter Wissenschaftler werden. Die Leute erwarten das von einem. Und wenn ich nicht Wissenschaftler wäre ...«

»Dad, bitte...!«, fiel Marianna ihm ins Wort. Auf ihren Wangen bildeten sich hellrote Flecken. Was er sagte, schien sie in Verlegenheit zu bringen.

Onkel Jekyll beachtete sie nicht, sondern wedelte nachdenklich mit seinem Löffel in der Luft herum. »Ich glaube ja, dass dem echten Dr. Jekyll Unrecht getan wurde«, redete er weiter. »Alle Welt hielt ihn für einen Verbrecher, dabei war er in Wirklichkeit ein genialer Wissenschaftler.«

Ich lachte. »Ein genialer Wissenschaftler? Aber hat er nicht so ein Zeug getrunken, das ihn in ein Monster verwandelte?«

Mein Onkel nickte. »Ja, aber nur ein Genie kann eine chemische Rezeptur entwickeln, die einen Menschen so radikal

verändert. Stell dir nur vor, was das für ein Durchbruch wäre, wenn man so eine Formel entdecken würde!«

»Bitte, Dad!«, flehte Marianna. »Müssen wir wirklich über dieses Thema sprechen?«

»Natürlich gibt es heutzutage Tabletten, die eine Veränderung bewirken«, fuhr er ungerührt fort. »Es gibt Pillen, die uns schlaftrig machen oder uns beruhigen - aber nichts, das die Persönlichkeit eines Menschen radikal verändert, das ihn zu einem vollkommen anderen Wesen macht! So etwas zu erfinden - das wäre revolutionär!«

Gegenüber von mir biss Marianna die Zähne aufeinander und sagte drohend: »Dad, wenn wir nicht langsam das Thema wechseln, dann ...«

»Ist ja gut!« Er hob beschwichtigend seine großen, knochigen Hände. »Ich bin dennoch der Meinung, dass Dr. Jekyll verkannt wurde.«

Als ich mich später zum Schlafengehen fertig machte, dachte ich noch einmal über das Gespräch nach und fragte mich, was Marianna so aufgereggt hatte.

Anfangs hatte sie nur verlegen gewirkt, doch dann war sie richtig wütend geworden.

Es war ihr offensichtlich unangenehm, dass ihr Vater über merkwürdige chemische Formeln sprach, die das Wesen eines Menschen verändern konnten. Aber warum? Machte es ihr vielleicht Angst?

Oder hatte sie ein Geheimnis? Wusste sie etwas über ihren Vater und seine mysteriöse Arbeit im Labor?

Fang nicht an zu spinnen, Heidi, ermahnte ich mich selbst. Zieh keine voreiligen Schlüsse und vergiss die bescheuerte Geschichte von Aaron am besten einfach.

Ich fröstelte, als ich mir mein Flanellnachthemd überstreifte. Im Zimmer war es kalt und zugig. Trotzdem ging ich zum Fenster und öffnete es einen Spalt.

Ich brauche immer frische Luft und kann selbst im Winter nicht bei geschlossenem Fenster schlafen.

Ein kalter Windhauch blähte die Vorhänge. Ich knipste die Nachttischlampe an und kroch unter das dicke Federbett. Die

erste Nacht in meinem neuen Zimmer.

Das Laken kratzte und das schwere Federbett mufflete nach Mottenkugeln.

Zitternd zog ich mir die Decke bis zum Kinn hoch und wartete darauf, dass mir etwas wärmer wurde. Durch das Fenster fiel silbernes Mondlicht ins Zimmer. Die Vorhänge flatterten sanft in der Brise.

Ich schloss die Augen und versuchte abzuschalten. Aber mir ging noch alles Mögliche durch den Kopf. Die Erlebnisse des Tages und die neuen Eindrücke wollten erst mal verdaut sein.

Ich merkte, dass ich lange brauchen würde, um einzuschlafen. Sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte nicht aufhören über alles nachzudenken.

Ich sah die Gesichter meiner Freunde aus Springfield vor mir. Dann meine Eltern. Sie wirkten so gesund, so glücklich. Ich sah meine Schule ... das Haus, in dem ich aufgewachsen war... Ich dachte an die Busfahrt. An die Begegnung mit Aaron. Daran, wie unfreundlich mich Marianna an der Tür empfangen hatte ...

Gesichter... Bilder... Gespräche...

Ich war kurz davor einzuschlummern, als die grauenhaften Schreie einsetzten.

— ♪ —

Kerzengerade setzte ich mich auf. Mir klopfte das Herz bis zum Hals. Da - wieder ein gellender, schriller Schrei!

Er schien durch das geöffnete Fenster zu dringen.

Ich schlug das schwere Federbett zurück und kletterte aus dem Bett. Dabei verfing ich mich mit den Beinen in der Decke und wäre beinahe hingefallen.

Die Vorhänge wehten und flatterten um mich herum, als ich zum Fenster stürzte und nach draußen spähte. Vor dem Haus stand niemand.

Die Schreie kamen aus dem Dorf.

Ich blickte auf den am Fuße des Hangs liegenden Ort hinunter. Zwischen den Bäumen flackerten Lichter. Ich hörte das an- und absteigende Heulen der Martinshörner. Leute huschten von Haus zu Haus, liefen die Hauptstraße entlang und rannten in kleinen Grüppchen davon.

Hunde kläfften. Ich hörte eine Männerstimme, die etwas in ein Megafon brüllte, konnte aber kein Wort verstehen.

«Das ist ja wie ein Albtraum», murmelte ich benommen.

Die beißende Kälte, die allmählich durch mein Nachthemd drang, brachte mich zum Zittern. Der starke gleichmäßig wehende Wind ließ die Vorhänge um mich herumwirbeln.

Die Schreie und das Sirenengeheul immer noch im Ohr, trat ich vom Fenster zurück und schlang die Arme um den Oberkörper, um mich zu wärmen.

Ich fragte mich, was da unten los war. Zuerst dachte ich, ein Haus sei in Brand geraten. Aber ich hatte keinen Feuerschein gesehen.

Erst dann fiel mir wieder Aarons Geschichte ein. »Keiner traut sich nachts mehr aus dem Haus!«, hatte er behauptet und mich mit seinen dunklen Augen eindringlich angesehen.

Trieb sich da draußen tatsächlich ein Monster herum?

Laut Onkel Jekyll gab es aber kein Monster. Ich dachte an seinen sonderbaren Wutausbruch, als ich ihn danach gefragt hatte.

Wenn es kein Monster war, keine bösartige Bestie, die den Ort in Terror versetzte - was war da unten dann los?

Mir schossen alle möglichen Gedanken durch den Kopf, während ich zum Wandschrank stürzte und im Dunklen meinen Bademantel suchte.

Ich hatte beschlossen, zu Onkel Jekyll zu gehen und ihn nach dem Grund der Aufregung im Dorf zu fragen.

Die Sirenen, die flackernden Scheinwerfer und die schreienden Menschen, die zwischen den Häusern hin und her eilten - das alles erinnerte wirklich an einen Albtraum. Aber ich wusste ganz genau, dass ich wach war.

»O Mann, das gibt's doch nicht!«, fluchte ich verzweifelt, als ich den Bademantel nicht finden konnte. Hatte ich ihn überhaupt ausgepackt? Dieses neue Zimmer - der Wandschrank -, ich wusste überhaupt nicht mehr, wo meine Sachen waren!

Ein Schluchzen entrang sich meiner Kehle. Ich fragte mich, ob ich mich jemals hier zu Hause fühlen würde.

Aber wie sollte ich mich hier auch zu Hause fühlen, wenn sich vor meinem Fenster ein *Horrorfilm* abspielte?

Meine Jeans und mein Sweatshirt hatte ich neben der Kommode auf einen Stuhl geworfen. Ich zog sie mit zitternden Händen an und sauste aus dem Zimmer. Eine einsame Hängelampe in der Nähe von Mariannas Zimmer zeichnete einen trüben Lichtkreis auf den Boden des Korridors, sonst war alles dunkel. Blinzelnd rannte ich auf Onkel Jekylls Zimmer zu.

Ich klopfte an die Tür, die halb offen stand, und rief nach ihm.

Keine Antwort.

Also stieß ich die Tür auf und spähte ins Zimmer »Onkel Jekyll?«

Nichts. Er war nicht da. Das Bett war unberührt. Er war noch gar nicht hier gewesen.

»Dann ist er noch im Labor«, murmelte ich. Marianna hatte ja gesagt, dass er die Nacht durcharbeitete. Ich machte auf dem Absatz kehrt und raste die Treppe hinunter und den Gang entlang, bis ich vor der Labortür stand.

»Onkel Jekyll, bist du da drin?«

Die Tür stand offen. Das fahle fluoreszierende Licht, das von niedrig hängenden Lampen abgegeben wurde, tauchte alles in ein geisterhaftes Grün.

Ich steckte den Kopf ins Zimmer. »Onkel Jekyll?«

Die Glaskolben blubberten und brodelten. In einer Ecke stand ein Apparat, an dem eine Reihe kleiner roter Lichter blinkte.

Als ich das Labor betrat, schlug mir ein scharfer, säuerlicher Geruch entgegen. Über dem langen Arbeitstisch befand sich eine Glasröhre, aus der langsam eine glibberige, grüne Flüssigkeit in ein großes Becherglas tröpfelte.

»Onkel Jekyll? Bist du da?«

Ich schlich mich am Tisch vorbei und lugte vorsichtig in das kleine Hinterzimmer. Nichts. Keine Spur von ihm.

Als ich mich zum Gehen wandte, fiel mein Blick auf einen Gegenstand am Rand des Tisches.

Ein Trinkglas. Abgesehen vom Bodensatz und einem hauchdünnen, grünen Schmierfilm, war es leer.

Ich schluckte und trat näher, um es zu untersuchen. Als Erstes sah ich hinein, dann schnupperte ich daran. Es roch scharf und sauer.

»Bäh!« Ich machte rasch einen Schritt zurück.

Diese Schmiere an den Wänden des Glases - war das dasselbe grüne Zeug, das aus dem Glasrohr tropfte?

Hatte mein Onkel es etwa getrunken?

Hatte er es womöglich getrunken und sich dann in ein Monster, eine bösartige Bestie verwandelt? Vielleicht war er jetzt da unten im Dorf, stürzte sich auf die Bewohner und versetzte alle in Angst und Schrecken.

»Das ist doch verrückt!«, schrie ich. Meine Stimme hallte schrill von den Laborwänden wider.

Die roten Lämpchen blinkten unentwegt. Und das *TROPF, TROPF, TROPF* der zähen grünen Flüssigkeit in das Becherglas schien auch immer lauter zu werden. Ich *will* nicht in einem Horrorfilm leben, dachte ich voller Verzweiflung.

Ich hielt mir die Ohren zu. Ich ertrug die blinkenden Lampen, das Blubbern, Brodeln und Tropfen nicht mehr.

Im nächsten Augenblick stürmte ich aus dem Labor, rannte durch den Gang und durchsuchte jedes Zimmer nach meinem Onkel. Die Küche. Das Esszimmer. Ein Lesezimmer, das ich bisher noch nicht entdeckt hatte. Das Wohnzimmer.

Überall war es dunkel.

Von meinem Onkel keine Spur.

Wenn er nicht im Ort war und die Leute verschreckte, *wo war er dann?*

Schwer atmend blieb ich an der Treppe stehen, lehnte mich ans Geländer und rang nach Luft.

Dann erstarrte ich und mir gefror das Blut in den Adern, als plötzlich knarrend die schwere Eingangstür aufschwang.

Ans Geländer geklammert, sah ich mit stummem Entsetzen Onkel Jekyll ins Haus wanken.

Sein weißes Haar stand ungestüm nach allen Richtungen ab, als hätte er in eine Steckdose gefasst, seine grauen Augen traten aus den Höhlen und sein Gesicht war schmutzverschmiert.

Er konnte mich nicht sehen, weil er die Augen zusammenkniff, wie jemand, der große Schmerzen hat. Als er die Tür mit der Schulter zudrückte, stöhnte er leise auf.

Sein schwarzer Mantel war oben an der Schulter eingerissen und sein blaues Hemd hing ihm aus der Hose und starre vor Dreck. Die meisten Knöpfe waren abgesprungen.

Laut keuchend schlepppte er sich durch die Eingangshalle, wobei seine Stiefel dreckige Abdrücke hinterließen. Seine Hose war besudelt, am Knie klaffte ein Riss.

Ich klammerte mich noch fester ans Geländer und hatte nur den einen Wunsch, weg zu sein. Ich wollte nicht, dass er mich entdeckte. Genauso wenig wollte ich, dass er mir erklärte, wo er gewesen war oder was er gemacht hatte.

Ich wollte es nicht wissen.

Ich hatte zu viel Angst.

»Heidi!«

Mir lief es kalt über den Rücken, als er heiser meinen Namen flüsterte. Ich hielt das Geländer so fest, dass meine Hand wehtat.

»Heidi? Was machst du hier unten?« Er kam auf mich zu und blickte mich misstrauisch an.

»Ich... ich konnte nicht schlafen«, brachte ich mühsam hervor. »Es war so laut. Draußen haben Leute geschrien ...«

Er versuchte sein Haar glatt zu streichen, aber es stand nach wie vor wirr vom Kopf ab. Er musterte mich mit seinen blassgrauen Augen, als wollte er in mich hineinsehen, um herauszufinden, was ich wusste. Oder was ich ahnte.

»Onkel Jekyll...«, sagte ich mit zitternder Stimme. »Wo warst du denn?«

»Spazieren«, antwortete er hastig. Er kratzte sich an der Wange. »Nachluft schnuppern. Ich unternehme oft noch einen

kleinen Spaziergang, wenn ich mit der Arbeit fertig bin.«

»Aber deine Kleidung ...«, wandte ich ein. »Dein Gesicht ...«

»Ich bin hingefallen.« Auf seinem dreckverschmierten Gesicht breitete sich ein merkwürdiges Lächeln aus. »Ich sehe sicher furchtbar aus. Entschuldige, wenn ich dich erschreckt habe.«

»Du bist... hingefallen?« Mein Blick wanderte zu seinem Hemd mit den abgerissenen Knöpfen und dem Riss in der Hose.

Er nickte. »Auf den vereisten Wiesen rutscht man leicht aus«, erklärte er. »Ich habe nicht darauf geachtet, wohin ich gehe. Dumm von mir. Normalerweise nehme ich auch eine Taschenlampe mit, aber heute hatte ich sie vergessen.«

»Hast du dich verletzt?«

Er seufzte. »Es ist nichts Schlimmes. Ich bin mit dem Kopf gegen einen tief hängenden Ast geknallt, den ich im Dunkeln nicht gesehen hatte.« Er rieb sich über die Stirn. »Dabei habe ich das Gleichgewicht verloren, bin gefallen und den halben Hang hinuntergerollt.«

»Du Armer!«, rief ich.

Ob ich ihm glaubte?

Ich wollte es jedenfalls. Ich wollte es wirklich.

Aber ich konnte es nicht.

Er rieb sich wieder die Stirn, wobei er mich nicht aus den Augen ließ. »Nächstes Mal denke ich an die Taschenlampe«, sagt er. »Ich hätte mir den Hals brechen können.«

»Ich... ich habe Schreie gehört«, stammelte ich. »Sie kamen aus dem Ort. Und Sirenen. Da waren auch Scheinwerfer. Ich ...«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, unterbrach er mich barsch.

»Irgendwas Schlimmes muss passiert sein«, versuchte ich es erneut. »Die Leute sind herumgerannt und ...«

»Ich habe nichts gesehen«, schnitt er mir das Wort ab. »Ich war im Wald und konnte das Dorf nicht sehen. Ich habe auch nichts gehört.«

»Ich habe solche Angst gehabt«, sagte ich. »Die Schreie waren so laut, dass ich davon aufgewacht bin.«

Er schüttelte den Kopf und massierte sich den Nacken. »Es tut mir wirklich Leid«, murmelte er. Der un-erwartet liebevolle Ton in seiner Stimme ließ mich verstummen.

»Heute ist dein erster Tag bei uns«, fuhr er fort. »Ich kann mir vorstellen, wie schwierig das alles für dich ist, Heidi. Dein ganzes Leben hat sich schlagartig verändert.«

»Stimmt«, gab ich zu. Ich musste auf den Boden schauen, damit er nicht sah, wie mir die Tränen in die Augen traten.

»Du wirst einige Zeit brauchen, bis du dich an die, Gegend hier gewöhnst«, meinte er. »Die kleinen Orte hier an der Ostküste haben ihre Eigenarten. Achte einfach nicht darauf. Kümmere dich gar nicht darum. Dann wirst du dich hier viel wohler fühlen.« Ich sollte mich nicht darum kümmern? Gar nicht darauf achten?

Was wollte er mir damit sagen? Dass ich sie ignorieren sollte - die Schreie, das Sirenengeheul, die durch den Ort rennenden Leute?

Ich starrte ihn fassungslos an.

Er riet mir, Augen und Ohren zu verschließen, um mich wohler zu fühlen.

War das der Rat eines fürsorglichen Onkels?

Oder eine Drohung?

11

Es dauerte lange, bis ich wieder einschlafen konnte. Unten im Dorf hatte sich die Aufregung gelegt. Die Sirenen und die Rufe waren verstummt. Ein paar Hunde bellten noch. Ansonsten war alles still.

Ich zog mir das Federbett bis unters Kinn und starrte an die Decke. So vieles war passiert. Mir schwirrte der Kopf.

Onkel Jekyll log. Da war ich mir sicher. Er war nicht gestürzt. Und er wusste sehr wohl, was im Ort geschehen war. Nur: Log er, um mich zu beschützen - oder schützte er sich selbst?

Irgendwann fiel ich schließlich in einen tiefen, traumlosen Schlummer.

Ich schließ lange. Als ich aufwachte und zum Fenster ging, stand die Sonne hoch über den winterlich kahlen Baumkronen. Der schneebedeckte Hang glitzerte im Sonnenschein. Ich erhaschte einen kurzen Blick auf ein Reh, das durch die dicht stehenden Tannen trottete.

Ich rekelte mich und atmete lächelnd die milde Morgenluft ein, die durch mein Fenster strömte. Aber schon im nächsten Moment stürzten die beängstigenden Erinnerungen der vergangenen Nacht auf mich ein und meine Fröhlichkeit war wie weggeblasen.

Ich beschloss, die Wahrheit herauszufinden.

Solange ich nicht die Wahrheit über Onkel Jekyll wusste, würde ich keine Ruhe finden.

Ich zog mir frische schwarze Leggings und einen hellgelben Wollpulli an und ging nach unten, um zu frühstücken.

Im Gang blieb ich erschrocken stehen, weil laute, streitende Stimmen aus der Küche drangen.

»Ich muss nicht hier bleiben!«, hörte ich Marianna trotzig sagen. »Ich muss dieses Leben nicht mitmachen!«

»Ja, ja, natürlich«, antwortete Onkel Jekyll mit höhnischer Stimme. »Dann sag mir mal, wo du hingehen willst?«

»Überallhin!«, kreischte sie. »Hauptsache weit weg von dir!«

»Bitte brüll nicht so«, mahnte er sie besorgt. »Es muss ja nicht das ganze Haus mithören.«

»Ist mir doch egal!«, heulte sie. »Ich habe die Heimlichtuerei und die ganzen Lügen so satt. Ich ... ich halt das nicht mehr aus, Dad! Ich kann so nicht leben!«

Ich lehnte mich an die Wand im Gang, sodass man mich von der Küche aus nicht sehen konnte, und hielt mir den Mund zu, um nicht laut aufzuschreien.

Wovon sprach Marianna? Kannte sie das Geheimnis ihres Vaters? Mit klopfendem Herzen lauschte ich ihrem Streit.

»Nichts darf ich!«, klagte Marianna mit tränenerstickter Stimme. »Ich darf keine Freunde haben, darf niemanden zu mir nach Hause einladen, nichts! Ich habe überhaupt kein Leben. Und das ist alles deine Schuld!«

»Du musst Geduld haben«, drängte Onkel Jekyll. »Gib mir noch etwas Zeit, Marianna. Außerdem weißt du genau, dass es

nicht meine Schuld ist.«

»Mir ist egal, wer dran schuld ist!«, schrie sie. »Mir ist alles egal!«

Mein Onkel wollte noch etwas entgegnen, aber da musste ich plötzlich husten. Ich konnte es nicht mehr unterdrücken.

Augenblicklich verstummt die streitenden Stimmen. Aus der Küche drang kein Ton mehr.

Ich holte tief Luft, setzte ein unbeteiligt Gesicht auf und schlenderte so lässig wie möglich in die Küche.

Wir wünschten uns alle einen Guten Morgen.

Onkel Jekyll lächelte, aber Marianna biss die Zähne aufeinander und schaute weg.

Vor ihr stand eine Schüssel mit Cornflakes. Unberührt. Die dunklen Locken hingen ihr feucht ins Gesicht. Die zu Fäusten geballten Hände lagen auf der Tischplatte.

»Möchtest du vielleicht Eier?«, fragte mein Onkel mit starrem Lächeln. »Rühreier, Spiegeleier - sag Sylvia einfach, wie du sie am liebsten hast.«

»Danke. Cornflakes reichen mir.« Ich griff nach der Packung.
»Ich esse morgens nie viel.«

Onkel Jekyll deutete lächelnd auf seine Tochter. »Marianna und ich hatten gerade einen kleinen familiären Disput.«

Marianna machte ein mürrisches Gesicht und sah ihn nicht an.

»Ach ja?«, sagte ich. »Da habe ich wohl was verpasst.«

Der Rest des Frühstücks verlief mehr oder weniger schweigend. Ich brannte darauf, Marianna unter vier Augen zu sprechen, und schwor mir, nicht eher lockerzulassen, als bis sie mir die ganze Wahrheit gesagt hatte.

Nach dem Frühstück verschwand Onkel Jekyll in seinem Labor. Er zog die Tür hinter sich zu und ich hörte, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte.

Ich fand Marianna in ihrem Zimmer, wo sie sich über ihre Kommode beugte. Sie hielt eine wunderschöne altmodische Porzellanpuppe in der Hand.

»Oh, die ist ja hübsch!«, sagte ich so nett und fröhlich, wie ich konnte.

»Ja«, antwortete Marianna, ohne sich umzudrehen. Sie strich der Puppe über das lockige blonde Haar. »Ich habe sie von

meiner Mutter geschenkt bekommen, als ich klein war.«

»Sie ist bestimmt sehr wertvoll«, meinte ich und trat zu ihr. Marianna nickte, sagte aber nichts.

Ich holte tief Luft. Ich konnte nicht länger warten. Jetzt musste ich die Wahrheit wissen.

»Vorhin habe ich übrigens gelogen«, gestand ich ihr. »Ich habe euch doch gehört.«

Sie umfasste die Puppe mit einer Hand. Ihre dunklen Augen blitzten. »Ja?«

Ich nickte. »Du klangst ziemlich sauer.«

Marianna runzelte die Stirn. »Wir haben uns bloß unterhalten.«

»Nein, habt ihr nicht«, widersprach ich. »Ich habe gehört, was du gesagt hast - über die Heimlichtuerei und die Lügen.«

Ohne etwas zu entgegnen, sah sie mich mit zusammengekniffenen Augen nachdenklich an. »War nicht so wichtig«, brummte sie.

»Ach komm, Marianna«, bat ich sie. »Sag mir die Wahrheit. Ich habe gestern Nacht die Schreie aus dem Dorf gehört. Von meinem Schlafzimmerfenster aus kann man alles überblicken. Ich habe auch die Sirenen gehört und Leute gesehen, die herumrannten.«

»Ich ... darüber weiß ich nichts«, murmelte sie.

»Doch, tust du!«, widersprach ich. »Ich will die Wahrheit wissen, Marianna. Was ist mit Onkel Jekyll los? Sag's mir. Du musst es mir sagen!«

Marianna wichen vor mir zurück. Ihr Gesicht verzog sich zu einer wütenden Fratze. »Lass mich in Ruhe!«, sagte sie mit gepresster Stimme. »Hör auf rumzuschnüffeln, Heidi. Lass das lieber bleiben. Und versuch nicht, herauszufinden, was mein Vater macht. Sonst wirst du es bereuen. Ich habe dich gewarnt!«

Plötzlich gab es einen Knacks. Marianna sah an sich hinunter und stieß einen kleinen Schrei aus. Ich starre fassungslos auf ihre Hände.

»O neeeeeein!«, schluchzte sie.

Sie hatte die Puppe aus Versehen zerbrochen.

In diesem Augenblick beschloss ich, das Haus zu verlassen. Marianna blieb schluchzend in ihrem Zimmer. Sie hörte mir überhaupt nicht zu, als ich ihr zu sagen versuchte, wie Leid mir alles tat. Und als ich aus dem Zimmer ging, knallte sie die Tür hinter mir zu.

Ich kann einfach nicht glauben, dass sie die Puppe mit einer Hand zerbrochen hat, dachte ich. Mir lief ein kalter Schauder über den Rücken.

Mir wurde klar, dass sie mich dafür hasste. Dass sie mir die Schuld daran gab.

Sie hatte mich von Anfang an nicht leiden können, aber jetzt hasste sie mich richtig und natürlich würde sie mir nun nie mehr sagen, was sie über ihren Vater wusste. Oder worüber sie sich gestritten hatten. Was es mit der Heimlichtuerei und den Lügen auf sich hatte ...

Ich war total aufgeregt. Mein Herz raste und mein Magen war wie ein Bleiklumpen.

»Ich muss hier weg ... ich muss hier weg!«, sagte ich mir immer wieder eindringlich, während ich in mein Zimmer rannte und mir meinen Parka schnappte. Fehlten nur noch die Handschuhe. Ich zog alle Kommodenschubladen auf und durchsuchte auf Händen und Knien den Boden des Wandschranks. Trotzdem konnte ich sie nirgends finden.

»Okay, vergiss die Handschuhe!«, murmelte ich. »Dann frieren dir eben die Hände ab. Aber du musst hier weg, Heidi. Sofort!«

Eilig stürzte ich aus dem Haus. Nichts wie weg von Marianna und ihrem Vater. Weg von ihrem unheimlichen, finsternen Haus. Weg von ihren ganzen Geheimnissen.

Als ich hinaus an die frische Luft trat, kribbelte es in meinen Wangen, so kalt war es. Gleichzeitig fühlte ich aber auch die wärmenden Strahlen der am wolkenlosen blauen Himmel stehenden Sonne auf meiner Haut.

Ich schob die Kapuze in den Nacken und schüttelte mein langes braunes Haar. Der gefrorene Schnee knirschte unter meinen

Stiefeln, als ich den seitlich am Haus vorbeiführenden Weg entlanglief.

Von hier aus konnte ich die schmale Straße sehen, die sich in den Ort hinunterschlängelte. Auf den Feldern und Wiesen war der Schnee zum größten Teil schon weggeschmolzen.

In der Garage entdeckte ich ein altes Mädchenfahrrad, das vermutlich Marianna gehörte. Ich stützte mich auf den Lenker, um zu prüfen, ob noch genug Luft in den Reifen war. Ja, sie würde reichen.

»Juhu!«, jubelte ich. »Flucht aus dem Spukschloss!«

Kurz darauf trat ich mit aller Kraft in die Pedale, holperte über die unbefestigte Straße und raste dann mit wehenden Haaren hügelabwärts.

Ich fühlte mich so gut, dass ich am liebsten laut geschrien und gesungen hätte.

Hoch über mir zog laut schnatternd ein Schwarm kanadischer Wildgänse in V-Formation vorbei.

Die schneebedeckten Tannen zu beiden Seiten der Straße sausten wie ein verschwommenes grün-weißes Band an mir vorüber, so schnell war ich. Ein Gefühl der Freiheit durchfuhr mich und ich genoss die frische Luft.

Doch mein Überschwang fand ein abruptes Ende, als ich den Dorfrand erreichte.

Denn dort holte mich wieder der Albtraum ein.

13

Sobald das erste Haus in Sichtweite auftauchte, verlangsamte ich mein Tempo. Entgeistert starrte ich auf den Wellblechschuppen, der umgestürzt im Garten lag. Eine Wand war vollkommen eingedellt.

»Boah!«, murmelte ich. Im hölzernen Gartenzaun klaffte eine riesige Lücke. Es sah so aus, als hätte ihn jemand auseinander gerissen. Überall verstreut lagen zerbrochene und verbogene Balken im Schnee.

Im Erdgeschoss des Nachbarhauses war kein einziges Fenster heil geblieben. Der verschneite Rasen war mit Scherben übersät, die in der Morgensonnen funkeln. Jemand hatte den Seiteneingang aus den Angeln gerissen. Die Tür lehnte an der Hauswand.

Es sah so aus, als hätte ein Tornado gewütet.

Ich fuhr weiter. An der nächsten Ecke stand ein Grüppchen Männer und Frauen vor einem Haus. Sie hatten sich um ein in der Einfahrt parkendes Auto versammelt, diskutierten leise miteinander und schüttelten die Köpfe.

Als ich näher kam, bemerkte ich, dass die Windschutzscheibe eingedrückt war. Wie ein feines Spinnennetz durchzogen tausend Risse das Glas.

Die Fahrertür lag zerbeult daneben. Aus dem herausgerissenen Lenkrad, das unter dem Auto hervorschaut, ragten Drähte und Kabel.

Ich hielt auf der Straße an. »Was ist denn passiert?«, fragte ich laut.

Die Männer und Frauen drehten sich zu mir um. »Ja, weißt du es denn nicht?«, rief eine Frau.

»Bist du neu hier?«, sagte ein Mann. »Du musst doch davon gehört haben.«

»Lebst du etwa hinter dem Mond?«

Sie erschienen mir so unfreundlich, so misstrauisch, dass ich lieber weiterfuhr.

»Pass auf!«, brüllte mir ein Mann hinterher. »Komm bloß nicht auf die Idee, nachts noch hier rumzuradeln.«

Unter meinen Fahrradreifen knirschten Glassplitter. Ich sah zwei weitere Autos mit zerschmetterten Windschutzscheiben.

An der nächsten Ecke stand ein Streifenwagen neben einem kleinen Haus. Die beiden grimmig aussehenden Polizisten halfen einem alten Mann, seine herausgerissene Haustür wieder einzuhängen.

Alle Fenster des Hauses waren mit Zeitungspapier verklebt. Im Vorgarten lagen unzählige Glasscherben.

Als ich kurz darauf um die nächste Ecke bog, fand ich mich auf der Hauptstraße des Ortes wieder. In der Mitte der Fahrbahn parkte ein rot-weißer Bus, um den sich einige Leute versammelt hatten.

Ich fuhr näher und stieg dann vom Rad. NACHRICHTEN-TV war in großen Buchstaben auf dem Bus zu lesen.

Das Fahrrad schiebend, ging ich noch näher heran und entdeckte einen Mann, der eine Kamera auf der Schulter trug. Im Zentrum der Menschenmenge stand eine rothaarige Frau mit einem Mikrofon in der Hand. Es waren Fernsehreporter! Erneut fragte ich mich, was in der letzten Nacht passiert war.

Als ich mich durch die Menge drängte, sah ich, dass die Frau einem Jungen das Mikro unter die Nase hielt. Sein Gesicht kam mir bekannt vor. Es war Aaron!

Konzentriert schaute er beim Sprechen nur auf das Mikrofon und bemerkte mich nicht.

Ich schob mich näher und spitzte die Ohren. »Dann hat die Bestie also vergangene Nacht schon wieder hier zugeschlagen?«, fragte die Reporterin.

Aaron starnte auf das Mikro. »Genau. Es muss kurz vor elf gewesen sein, als das Monster den Hügel heruntergerannt kam. Es hat sofort angefangen alles kaputtzuschlagen.«

»Warst du denn so spät noch draußen? Hast du mit eigenen Augen gesehen, dass es von da oben kam?« Die Journalistin wandte den Kopf und blickte auf den schneebedeckten Hügel, der sich hinter dem Ort erhob.

»Na ja ... nein«, drückste Aaron herum. »Ich war zu Hause. Meine Eltern lassen mich so spät nicht raus. Ich muss immer schon um neun zu Hause sein - wegen des Monsters.«

»Hast du es schon mal gesehen?«

In diesem Moment rumpelte ein LKW vorbei.

»Schnitt! Erst muss der Laster weg. Man versteht kein Wort!«, rief der Kameramann.

Sie warteten, bis das Fahrzeug vorübergefahren war und der Kameramann Aaron schließlich das Zeichen gab, weiterzusprechen.

»Was war noch mal die Frage?«, wollte er wissen.

»Ob du dieses Wesen schon mal gesehen hast?«, wiederholte die Frau und schob ihm das Mikrofon noch ein Stückchen näher vor den Mund.

»Ja.«

»Ist es ein Mensch?«

»Tja ...« Aaron dachte angestrengt nach. »Irgendwie schon. Es ist jedenfalls so groß wie ein Mensch und geht auf zwei Beinen. Aber es torkelt dabei ein bisschen und es ist total haarig.«

»Haarig?«, fragte die Reporterin nach.

Aaron nickte. »Ihm wächst überall graues Fell. An den Armen und auch am Rücken. Und es heult wie ein! Wolf.«

»Dann ist es also ein Tier?«

Aaron rieb sich das Kinn. »Ich würde sagen, es ist beides - halb Tier, halb Mensch. Es könn ...«

»Fahren Sie doch selbst rauf!«, rief eine Frau aus der Menge der Reporterin zu. Sie drängelte sich vor und schnappte sich das Mikro. »Wollen Sie Ihre Story? Dann sollten Sie nicht hier unten Ihre Zeit verplempern. Fahren Sie zu dem großen Haus auf dem Hügel rauf. Zu Dr. Jekyll. Wenn Sie das Monster sehen wollen - dort finden Sie es!«

»Nein, das stimmt nicht!«, schrie ich. »Ich wohne in dem Haus und es gibt dort kein Monster!«

Erschrocken schlug ich mir die Hand vor den Mund.

Weshalb hatte ich das gesagt?

Wieso verteidigte ich Onkel Jekyll plötzlich?

Warum nur hatte ich nicht den Mund gehalten?

Plötzlich drehten sich alle überrascht um und starrten mich an.

»Wer ist die denn?«, fragte jemand.

»Hab sie noch nie gesehen«, antwortete ein junger Mann.

Aaron kniff die Augen zusammen. »Heidi? Was machst du denn hier?«, flüsterte er mir zu.

Die anderen musterten mich mit misstrauischen Blicken.

Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass ich Ärger bekommen würde. Riesenärger.

»Ist das etwa eine Jekyll? Schnappt sie euch!«, rief eine wütende Stimme.

Mir stockte der Atem und ich machte ein paar Schritte rückwärts.
Wollten die sich etwa auf mich stürzen?

Nein. Niemand tat etwas. Sie stellten sich nur im Kreis um mich herum und starrten mich mit seltsamen Blicken an - so, als wäre *ich* die Bestie!

»Mein Onkel ist kein Monster!«, rief ich mit zitternder Stimme. »Und auch sonst lebt kein Monster in seinem Haus.«

Glaubte ich das wirklich?

Ich wusste nicht mehr, was ich glauben sollte. Aber diese Leute wussten auch nicht mehr als ich. Weshalb beschuldigten sie Onkel Jekyll, wenn sie gar keine Beweise hatten?

Ich trat noch einen Schritt zurück. Leider hatte ich total vergessen, dass ich mein Rad auf den Gehsteig gelegt hatte. Mein Absatz blieb in den Speichen des Vorderreifens hängen. Ich stolperte, fiel hin und landete mit dem Po direkt auf dem Rad.

Die junge Reporterin stürzte auf mich zu und streckte mit ihrer freien Hand hin, um mir aufzuhelfen. Mit der anderen hielt sie mir das Mikro vors Gesicht. »Könntest du uns zu dir nach Hause bringen?«, fragte sie erwartungsvoll.

Ich starrte sie an. »Wie bitte?«

»Kannst du uns nicht in das Haus deines Onkels führen, damit wir uns selbst ein Bild machen können?«

»Äh ... ich weiß nicht...« Ich zögerte.

»Seht ihr! Sie lügt!«, schrie ein Mann anklagend.

»Sie ist eine Jekyll. Sie will die Bestie vor uns verstecken!«, kreischte eine Frau mit Panik in der Stimme.

»Das geht nicht... ich müsste meinen Onkel...« Ich stotterte vor Angst. »Ich müsste erst meinen Onkel fragen.«

Dann wandte ich mich direkt an die Menge. Mir klopfte das Herz bis zum Hals und meine Kehle war so ausgetrocknet, dass ich kaum schlucken konnte. »Ich bin doch neu hier!«, rief ich. »Ich bin gerade erst hergezogen! Ich ... ich weiß überhaupt nicht, was hier los ist!«

Keiner rührte sich und keiner sagte etwas. Sie sahen mich nur argwöhnisch an.

Sie haben Angst und wissen nicht, ob sie mir trauen können, dachte ich. Sie wissen nicht, ob ich mit der Bestie unter einer Decke stecke.

In diesem Moment lief Aaron auf mich zu.

Er bückte sich und hob mein Rad auf. »Ich glaube, du gehst jetzt besser«, raunte er mir zu. »Die Leute sind echt aufgebracht und sie haben Angst.«

»Aber, ich ... ich«, stammelte ich.

»Es war wirklich schlimm gestern Abend«, flüsterte er. »Keiner weiß, wie es weitergehen soll.« Er schob mir das Rad hin. »Los. Fahr nach Hause zu deinem Onkel. Da bist du sicher.«

Bin ich das wirklich?, fragte ich mich zweifelnd.

Aber trotzdem sprang ich aufs Rad und fuhr davon.

Bin ich bei meinem Onkel wirklich sicher?

Ich verbrachte einen trostlosen Nachmittag. Onkel Jekyll blieb die ganze Zeit im Labor und Marianna war nirgends aufzufinden.

Eisregen trommelte gegen die Fensterscheiben. Es war kalt und feucht im Haus. Ich fror, obwohl ich zwei T-Shirts und einen dicken Wollpulli trug.

Eine Weile beschäftigte ich mich mit der weiteren Erforschung des Hauses, öffnete Türen und durchsuchte Räume, in denen alte Bücher und Zeitschriften gestapelt waren.

Ich warf auch noch einmal einen Blick in das Zimmer mit den zerkratzten Wänden und stellte mir vor, dass ein fauchendes wildes Tier darin eingesperrt gewesen war. Ich malte mir aus, wie es getobt hatte und mit seinen gebogenen Klauen über die Tapeten gefahren war. Wie es das Papier in Fetzen gerissen hatte ...

Schauernd zog ich mich aus dem gruseligen Zimmer zurück und schloss die Tür. Ich nahm mir vor, nicht mehr hinzugehen.

Danach machte ich mir in der Küche ein Sandwich und verbrachte den restlichen Teil des Nachmittags lesend in meinem Zimmer.

Am späten Nachmittag kam ein Mann von der Telefongesellschaft vorbei. Sylvia führte ihn in mein Zimmer und ich sah begeistert zu, wie er mir einen Anschluss legte.

»Cool!«, rief ich, als er gegangen war und stieß freudig die Faust in die Luft. Ich konnte es kaum erwarten, mein neues

Telefon auszuprobieren, und wählte sofort die Nummer meiner alten Freundin Patsy aus Springfield.

»Also, leg los, Heidi. Wie ist es?«, fragte sie, nachdem wir uns begrüßt und gegenseitig beteuert hatten, wie sehr wir einander vermissten. »Was sagst du zu deinem neuen Zuhause?«

»Hm...« Ich zögerte. Eigentlich hatte ich nicht vorgehabt, ihr zu erzählen, was für seltsame, beängstigende Dinge hier vor sich gingen. Aber ich konnte einfach nicht anders. Ich musste es jemandem anvertrauen.

»Es ist schrecklich, Patsy!«, gestand ich ihr, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass meine Schlafzimmertür zu war. »Onkel Jekyll - also, der verhält sich wirklich komisch. Und meine Kusine Marianna ist total unfreundlich zu mir. Und dann ... also irgendwie wird das Dorf immer wieder von so einer Art Bestie überfallen ... die Leute hier...«

Ich verstummte. Was war das? Angestrengt lauschte ich in den Hörer. Was war das für ein merkwürdiges Klicken in der Leitung?

Und dann hörte ich Atemzüge. Aber nicht die von Patsy. Mir wurde klar, dass er mithörte. Onkel Jekyll. Er hörte am anderen Apparat mit. Er *spionierte* mir nach!

»Was soll der Quatsch mit der Bestie?«, fragte Patsy. »Das meinst du doch nicht ernst, oder?«

»Wartest du mal einen Moment?«, bat ich sie nervös. Ich warf das Telefon aufs Bett, stürzte aus dem Zimmer, rannte die Treppe hinunter und blickte mich hektisch in der Eingangshalle um. Wo war Onkel Jekyll?

Ich wollte ihn auf frischer Tat ertappen, um sicherzu- gehen, dass er mir wirklich nachspionierte.

Schließlich fand ich ihn in einem Sessel im Lesezimmer. Neben dem Telefon.

Als ich ins Zimmer platzte, sah ich, dass er hastig ein Buch in die Hand nahm und vorgab, darin zu lesen. »Du Heidi? Na so was!« Er tat, als wäre er überrascht, mich zu sehen.

Ich starrte ihn mit offenem Mund an. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich in diesem Haus nicht sicher war.

Ich saß in der Falle. Ich war hier eine Gefangene.

Ein sonderbares Lächeln umspielte die Mundwinkel meines Onkels. »Freust du dich über dein neues Telefon?«, fragte er.

In der darauf folgenden Nacht hatte ich einen seltsamen Traum.

Ich wusste genau, dass es nur ein Traum war, und versuchte mit allen Mitteln aufzuwachen. Aber es ging nicht.

Im Traum jagte mich die Bestie über eine verschneite Wiese. Sie hatte sich auf die Hinterbeine aufgerichtet und stolperte knurrend hinter mir her.

Das Wesen - halb Wolf, halb Mensch - hob die behaarte Schnauze in den Himmel und heulte. Seine roten Augen glühten wie Kohlen und über sein haariges Kinn liefen zähflüssige Tropfen gelben Geifers.

Ich rannte immer schneller. Gegen den starken Wind gestemmt, setzte ich mühsam immer einen Fuß vor den anderen und von der Anstrengung tat mir jeder Muskel in meinem Körper weh.

Leider rutschten meine Schuhe immer wieder auf dem schneebedeckten Boden weg und ich kam nicht voran. Es war, als wäre ich in einem Hamsterrad gefangen. Ich rannte und rannte und bewegte mich doch nicht vorwärts.

Die brüllende Bestie kam immer näher. Sie riss ihr Maul auf, sodass die scharfen Zähne blitzten. Ich konnte bereits den heißen, säuerlich riechenden Atem auf meinem Haar und im Nacken spüren.

Ich rannte, was das Zeug hielt. Immer schneller und schneller - und kam doch kein Stück voran. Der Boden war zu glatt.

Plötzlich fiel ich hin. Mit dem Gesicht nach unten. Rasch rollte ich mich herum, aber das Wesen hatte mich schon eingeholt. Seine flammend roten Augen glühten über mir.

»Neeeeeeein!«, wimmerte ich.

Und dann öffnete die Bestie ihr Maul, senkte den Kopf und biss mir in die Schulter.

Ich schreckte hoch und schnappte nach Luft.

Die Bestie verschwand und der weiße Schnee aus meinem Traum verwandelte sich in tiefes Schwarz.

Im ersten Moment hatte ich keine Ahnung, wo ich mich befand. Es dauerte ein paar Sekunden, bis es mir wieder einfiel.

Ich saß in einem fremden Bett, in einem fremden Zimmer.
Benommen rieb ich mir die Schulter. Sie tat weh und brannte.
Von einem geträumten Biss?

Mein Nachthemd war schweißgetränkt. Ich krabbelte aus dem Bett und wankte zitternd zur Kommode. Dort machte ich das Licht an, suchte ein sauberes Nachthemd und zog mich um.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Fast vier Uhr morgens. Es war dunkel draußen. Und totenstill.

Die Bilder des Traums standen mir plötzlich wieder vor Augen. Die Hetzjagd. Das Grauen erregende Heulen der Bestie. Ihr heißer Atem in meinem Nacken.

Da ich viel zu erregt war, um schlafen zu können, beschloss ich, ein bisschen zu lesen. Vielleicht würde mich das wieder müde machen.

Ich holte tief Luft. »Ganz ruhig, Heidi«, sagte ich mir laut. »Das war bloß ein Traum.«

Ich tappte zu der Regalwand hinüber, wo Onkel Jekylls alte Bücher standen. Dort würde ich bestimmt etwas zu lesen finden. Am besten irgendetwas Stinklangweiliges, worüber ich sofort wieder einschlafen würde.

In einem der oberen Fächer glaubte ich ein Buch zu erkennen, das ich als Kind geliebt hatte. Ich griff danach, aber mein Fuß verfing sich irgendwie in einem Zipfel des Teppichs und ich fiel nach vorne. Dabei stieß ich mit der Schulter an das Regal.

»Uff!« Während ich noch um mein Gleichgewicht kämpfte, löste sich seitlich ein Brett und knallte auf den Boden.

Ein Geheimfach! Ich hatte durch meinen Sturz ein Geheimfach geöffnet.

Neugierig ging ich näher heran und spähte hinein.
»Cool!«, rief ich begeistert. »Was da wohl drin ist?«

Ich griff mit der Hand hinein und zog einen Gegenstand heraus.

Ein Buch.

Es schien sehr alt zu sein. Der braune Ledereinband hatte überall Risse und Schrammen. Mit dem Finger fuhr ich über die verblassten Buchstaben auf dem Titel: TAGEBUCH.

Ein altes Tagebuch.

Ich blätterte durch die Seiten. Sie waren stockfleckig, dünn und über und über mit Wörtern bedeckt. Mit Tagebucheinträgen, die in winziger Schrift mit schwarzer Tinte geschrieben waren.

»Komisch«, murmelte ich. »Wer versteckt denn sein Tagebuch in einem Bücherregal?«

Ich ging auf den Sessel neben meinem Bett zu und knipste die Stehlampe an. Gähnend machte ich es mir bequem und begann, mir das Tagebuch näher anzusehen.

Auf dem Vorsatzblatt und auf den ersten Seiten suchte ich vergeblich nach dem Namen des Besitzers. Auf dem Titelblatt waren lediglich gelblich braune Flecken zu sehen. Und die erste Seite begann mit dem Eintrag für den ersten Januar.

Der erste Januar welchen Jahres?

Es stand nirgends. Weder der Name des Besitzers noch das Jahr.

Ich pustete den Staub vom Buchrücken, aber auch dort stand nichts.

Erneut blätterte ich durch die Seiten, wobei ich Acht gab, das empfindliche Papier nicht zu zerreißen. Schließlich schlug ich das Buch ziemlich weit vorne auf und machte mich blinzelnd daran, die winzige Handschrift zu entziffern:

... Heute ist es bitterkalt. Draußen herrscht dichtes Schneetreiben, während der Wind ums Haus heult. Ich weiß, dass auch ich bald heulen werde. Ich komme nicht dagegen an. Ich werde hinaus in den Sturm gehen, denn der Sturm, der in mir tobt, ist heftiger als jeder Schneesturm...

»Was?« Das Buch fest in den Händen haltend, starrte ich auf die vergilbte Seite.

Was schrieb der da? Über einen *Sturm*, der in ihm tobte? War das etwa so eine Art poetische Beschreibung?

Ich blätterte ein paar Seiten weiter und fuhr fort zu lesen:

... Ich weiß genau, was ich heute Nacht angerichtet habe. Ich erinnere mich an jeden Schrei, jedes angstvolle Wimmern. Diese armen Menschen. Sie haben das nicht verdient. Sie haben mich nicht verdient. Doch ich bin machtlos. Ich habe keine Kontrolle darüber. Wenn es Nacht wird und das Verlangen mich überfällt, wenn mein Körper diese grauenhafte Veränderung erfährt... dann muss ich hinaus. Bleibt mir eine andere Wahl?

Ich brauche die Jagd, das Heulen, das Zerstören. Und ich brauche Nahrung.

Ich weiß, in was ich mich in diesen schrecklichen, rastlosen Nächten verwandle. Ich werde zu einer wilden Bestie. Ich lebe von den Schreien und von der Angst, die ich verbreite...

»Wahnsinn!«, sagte ich leise. Mein Herz hämmerte wie wild gegen meine Rippen.

Der Wind ließ die Fensterscheiben klinnen. Ich zog das Federbett zum Sessel herüber und kuschelte mich darunter.

Dann blätterte ich weiter und las eine andere Stelle:

... Die meiste Zeit bin ich ein Mensch. Ein Mensch mit Gefühlen, mit Ängsten. Gefangen in diesem alten Haus. Gefangen in diesem Körper, der sich des Nachts verwandelt. In diesem Körper, über den ich keinerlei Macht habe.

Woher röhrt diese ohnmächtige Raserei? Diese Wut - die Wut, die mich zwingt, zu jagen und zu zerstören? Wir sitzen hier zu zweit in der Falle. Es gibt zwei Gefangene... die Bestie und der Doktor.

Der Doktor?

Ich starrte auf die winzigen handgeschriebenen Buchstaben und las die Worte immer und immer wieder, bis sie mir vor den Augen verschwammen.

Die Bestie und der Doktor.

Waren sie in ein und demselben Körper gefangen?

Ich schlug das Buch zu und betrachtete den verschrammten Ledereinband. Hielt ich etwa das Originaltagebuch von *Dr. Jekyll* in den Händen?

Das Tagebuch des Dr. Jekyll aus dem Roman, der sich in den bösartigen, wahnsinnigen, gefährlichen Mr. Hyde verwandelte, sobald er sein widerliches Gebräu trank?

Aber wie kann das sein?, fragte ich mich und presste das kleine Buch fest an mich. Diesen Dr. Jekyll hat es doch nie wirklich gegeben - oder?

Aber das waren nicht die einzigen Fragen, die ich mir stellte.

Hatte mein Onkel Jekyll dieses Tagebuch gefunden? Hatte er es womöglich eigenhändig in das Geheimfach gelegt?

Hatte er es gelesen und war hinter das furchtbare Geheimnis des echten Dr. Jekyll gekommen?

Hatte sich mein Onkel selbst in ein Monster verwandelt?

Fragen über Fragen!

Doch mir blieb keine Zeit, über die Antworten nachzudenken. Im Korridor hallten nämlich Schritte - und dann wurde meine Schlafzimmertür aufgestoßen.

Hastig schob ich das Tagebuch unter die Steppdecke.

»Onkel Jekyll - bist du's?«, rief ich ängstlich.

Nein. Da war niemand.

Als ich begriff, dass es ein Windstoß gewesen war, der die Tür hatte aufspringen lassen, stieß ich einen Seufzer der Erleichterung aus.

Ich warf das Federbett von mir, stand mit zitternden Beinen auf und blätterte hastig das Buch durch. Vielleicht fand ich ja die Geheimformel. Nein. Sie stand nicht darin. Ich ging zum Regal und legte das Buch wieder ordentlich in das Geheimfach.

Anschließend brachte ich das heruntergefallene Brett wieder an, machte das Licht aus und kletterte ins Bett. Obwohl ich die Lider schloss, tanzten die winzig kleinen Buchstaben, die Furcht erregenden Worte weiter vor meinen Augen herum.

Die Bestie und der Doktor...

Vielleicht war die chemische Formel für Dr. Jekylls Gebräu doch irgendwo im Tagebuch versteckt. Hatte Onkel Jekyll sie entdeckt?

War er den Anweisungen gefolgt und hatte selbst solch einen Trank hergestellt? Und ihn getrunken?

War mein Onkel die Bestie, die in Sheperd Falls wütete?

Falls dem so war, konnte ich nicht länger hier bleiben.

Ich schwebte in schrecklicher Gefahr.

Ich musste unbedingt die Wahrheit herausfinden -und zwar schnell.

Nur wie? Ich lag hellwach im Bett und warf mich von einer Seite zur anderen, während ich fieberhaft nachdachte.

Schließlich stand mein Plan fest:

Ich würde warten, bis wir am nächsten Tag zu Abend gegessen hatten, und mich dann in Onkel Jekylls Labor verstecken.

— 18 —

Die Tür war zu. Ich drehte am Knauf, zog sie auf und schlich mich in den Raum.

In den Glaskolben blubberte und brodelte es. Auf dem langen Labortisch standen zwei Bechergläser, die zur Hälfte mit einer violetten Flüssigkeit gefüllt waren. Aus einer Glasröhre rann eine farblose Flüssigkeit in eine riesige Flasche.

Onkel Jekyll und Marianna saßen noch am Esstisch. Wir hatten still - fast schweigend - gegessen. Marianna hatte ihrem Vater immer wieder wütende Blicke zugeworfen, die er geflissentlich übersehen hatte.

»Gehst du heute noch aus?«, hatte er sich erkundigt.

Eine merkwürdige Frage. Seit ich da war, hatte Marianna noch nie das Haus verlassen.

»Weiß ich noch nicht«, hatte sie gemurmelt und im Tunfisch herumgestochert.

Nach einer Weile hatte ich darum gebeten, aufzustehen zu dürfen. Ich hätte keinen Hunger auf den Nachtisch.

Mir war klar, dass mir wenig Zeit blieb, mich zu verstecken, da sich mein Onkel nach dem Essen immer schnurstracks ins Labor verzog.

Ich ließ meinen Blick durch den langen, voll gestellten Raum gleiten. Wo konnte ich mich vor Onkel Jekyll verstecken und trotzdem beobachten, was im Labor vor sich ging?

Hinter dem Arbeitstisch entdeckte ich eine Reihe dunkler Stahlschränke. Sie hatten Ähnlichkeit mit den Schließfächern in meiner alten Schule.

Ich hastete auf sie zu und zog nacheinander alle Türen auf. Die schmalen Spinde waren angefüllt mit Arbeitsmaterial. Für mich war darin kein Platz. Plötzlich hörte ich vom Gang her Onkel Jekylls Stimme. Er stritt wieder mit Marianna.

Hektisch suchte ich nach einem Versteck.

Er wird mich finden!, dachte ich. Und wenn er mich fragt, was ich in seinem Labor mache, habe ich keine Ausrede.

Mit klopfendem Herzen riss ich die letzte Schranktür auf. Ja! Nur ein paar Handtücher lagen auf dem Boden.

Ich holte tief Luft, quetschte mich hinein und zog die Tür zu - gerade noch rechtzeitig, denn in diesem Moment trat mein Onkel ins Zimmer. Ich spähte durch den schmalen Spalt, den ich offen gelassen hatte, und hielt den Atem an. Ich war mir fast sicher, dass er gesehen hatte, wie die Tür zuging. Mein Herz hämmerte so laut, dass ich Angst hatte, er könnte es hören.

Er trat an den Tisch und betrachtete mit prüfendem Blick die Bechergläser mit der violetten Flüssigkeit.

Dann hatte er mich also nicht gesehen. Erleichtert lehnte ich mich an die Rückwand des Schrankes und atmete stoßweise aus.

Mein Onkel füllte in der Zwischenzeit die violette Flüssigkeit sorgfältig in Reagenzgläser, die in einem Halter standen. Dann drehte er an den Knöpfen eines elektronischen Apparats herum, der am Tischende stand.

Ich fragte mich, woran er arbeitete, woran er so fieberhaft, so fanatisch forschte. Er verbrachte fast vierundzwanzig Stunden täglich in seinem Labor.

Weshalb? Was wollte er entdecken?

Hoffentlich ist es etwas *Gutes*, dachte ich. Hoffentlich hat es nichts mit der Bestie zu tun, die im Dorf wütet.

Vielleicht suchte er ja ein Heilmittel für eine Krankheit. Womöglich stand er kurz vor dem Durchbruch und arbeitete nur deshalb Tag und Nacht, weil er ahnte, wie nah er der Lösung war.

Oder gab es noch einen zweiten Wissenschaftler, der auf demselben Gebiet forschte, und Onkel Jekyll beeilte sich so sehr, damit der andere ihm nicht zuvorkam?

Ich hatte nur noch einen einzigen Wunsch. Ich wollte, dass mein Onkel ein *guter Mensch* war. Ich wollte nicht, dass er ein wahnsinniger Wissenschaftler war. Ein Unhold. Eine... Bestie.

Ich hoffte und betete innerlich. *Bitte - bitte lass ihn jetzt nicht irgendeine Chemikalie trinken, die ihn in ein furchtbares Monster verwandelt. Mach, dass die Leute im Dorf sich irren.*

Ich beobachtete, wie sich seine Hände fahrig hin und her bewegten. Er goss die farblose Flüssigkeit in die violette, drehte an Knöpfen und drückte auf Schalter. Er mischte aus verschiedenen Reagenzgläsern Chemikalien zusammen und hielt Glaskolben über Gasflammen, bis deren Inhalt brodelte und dampfte.

Dann steckte Onkel Jekyll einen unter Strom stehenden Metallstab in das Gefäß mit der dunklen Flüssigkeit, dass es zischte. Mit gesenktem Kopf und konzentriert über den Tisch gebeugtem Kopf arbeitete er, ohne einen Moment innezuhalten oder auch nur Atem zu holen.

Allmählich wurde es eng in meinem Spind. Meine Knie und auch mein Rücken taten weh. Außerdem waren mir die Arme, die ich an die Schrankwände presste, eingeschlafen.

Die ganze Aktion war ein Riesenfehler, überlegte ich. Ich würde gar nichts zu sehen bekommen. Ich hätte Onkel Jekyll vertrauen sollen, statt mich hier zu verstecken und ihm nachzuspionieren.

In diesem Moment hob er eines der Reagenzgläser unter die fluoreszierende Birne über dem Tisch. Der rostrote Inhalt schien zu glühen. Er betrachtete das Glas und drehte es nachdenklich zwischen den Fingern.

Schließlich legte er den Kopf in den Nacken und hob das Röhrchen an die Lippen.

Er leerte es in einem Zug.

O nein! Meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich presste mir eine Hand auf den Mund, um nicht laut loszuschreien.

Onkel Jekyll leckte sich die Lippen, griff nach einem zweiten Reagenzglas, in dem diesmal eine grüne Flüssigkeit schwappte - und trank es ebenfalls.

Er schluckte geräuschvoll und leckte sich wieder die Lippen.

Plötzlich verstiefe er sich, legte beide Hände flach auf die Tischplatte und beugte sich vor. Als würde er darauf warten, dass die Chemikalien eine Wirkung zeigten.

Gebannt starnte ich durch den schmalen Türschlitz. Vor Aufregung bekam ich kaum noch Luft und war wie gelähmt.

Onkel Jekyll stützte sich noch immer auf den Tisch und schloss die Augen. Er verzog den Mund. Seine Knie schienen unter ihm nachzugeben. Um nicht zusammenzubrechen, klammerte er sich an der Tischkante fest und öffnete dann den Mund zu einem schrillen Schmerzensschrei.

Er verdrehte seine Augen, die aus ihren Höhlen hervortraten. Sein Gesicht verfärbte sich hellrot.

Wieder entfuhr ihm ein gequälter Schrei. Er klang wie das Heulen eines Tiers. Eines *Wolfes*.

Er kniff fest die Augen zusammen und raufte sich die Haare, bis die weißen Strähnen wild nach allen Richtungen abstanden.

Mit einem dumpfen Grollen, das aus der Tiefe seines Bauches zu dringen schien, wirbelte er plötzlich herum und wankte auf die Tür zu. Er bewegte sich so unbeholfen wie ein Tier. Dabei knurrte und jaulte er.

Und dann torkelte er aus dem Labor.

Mein Herz hämmerte. Meine Brust war wie zugeschnürt. Erst jetzt merkte ich, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten hatte, und ließ sie geräuschvoll aus mir herausströmen.

Mit der Schulter drückte ich die Schranktür auf und stolperte aus dem engen Metallkasten.

»Ich glaube es nicht!«, murmelte ich fassungslos. »Er ist wirklich die Bestie. Onkel Jekyll ist die Bestie.«

Mir schwirrte der Kopf. Ich berührte meine Wangen mit den Händen - meine Haut war brennend heiß!

Was soll ich denn jetzt tun?, fragte ich mich. Wem konnte ich mich anvertrauen? Ich musste ihn aufhalten. Ich musste dafür sorgen, dass ihm geholfen wurde. Aber wer konnte ihm helfen?

Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Immer wieder stand mir der gequälte Ausdruck auf Onkel Jekylls Gesicht vor Augen. Und ich hörte das animalische Heulen, das aus seiner Kehle drang.

Ich starrte auf die leeren Reagenzgläser, die auf dem Tisch lagen. Wieso hatte er das Zeug getrunken?

Mir war klar, dass ich schleunigst von hier verschwinden musste.

Als ich mich zur Tür wandte, schrie ich auf.

Im Türrahmen stand Onkel Jekyll.

Er war ins Labor zurückgekehrt.

Schwer atmend und grunzend stand er da und starrte mich mit wildem Blick an.

»Heidi!«, knurrte er. »Tut mir Leid, dass du das mitgekriegt hast.«

Er stolperte schwerfällig auf mich zu und rollte wild mit den Augen.

»Wa... was hast du vor?«, stammelte ich und wich erschrocken zurück, bis ich das kalte Metall der Schränke im Rücken spürte.

Er grunzte nur und packte mich mit beiden Händen am Arm.

»Onkel Jekyll - hör auf!«, schrie ich. »Was machst du da?«

»Tut mir Leid, dass du das mitgekriegt hast«, stieß er wieder hervor. Sein Brustkorb hob und senkte sich heftig. Sein Atem kam stoßweise.

»Lass mich los!«, wimmerte ich.

Aber er umklammerte mich noch fester und zog mich von den Spinden weg. Ich versuchte mich zu wehren, aber er war zu stark. Er zerrte mich aus dem Labor, schleifte mich die Treppe hinauf und stieß mich in mein Zimmer.

Ich wirbelte herum. »Warum machst du das?«, schrie ich.

Ungerührt schlurfte er in den Gang zurück und schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich hörte, wie sich der Schlüssel im Schloss drehte.

Ich stürzte zur Tür. »Onkel Jekyll, ich kann dir helfen. Lass mich dir doch helfen. Sperr mich hier nicht ein. Warum machst du das?«

»Ist besser für dich«, knurrte er mit heiserer Stimme.

Dann hörte ich seine schweren Schritte auf der Treppe. Er ging wieder hinunter.

Ich rüttelte an der Tür. Zu. Er hatte mich eingeschlossen.

»Onkel Jekyll...!«, rief ich.

Aber er konnte mich nicht mehr hören. Die Eingangstür schlug knallend zu.

Ich rannte zum Fenster und spähte in die Dunkelheit hinaus.

Ein paar Sekunden später wankte er unter mir vorbei. Ich holte tief Luft und versuchte mein wie wild schlagendes Herz zu beruhigen, während ich beobachtete, wie er hügelabwärts aufs Dorf zutorkelte. Kurz darauf hatte die Nacht ihn verschluckt.

»Warum?«, flüsterte ich kopfschüttelnd. »Warum?«

Ich fragte mich, ob er mich jetzt für immer in mein Zimmer eingeschlossen halten würde.

Nein, das konnte er nicht tun.

Aber dann kam mir ein noch erschreckender Gedanke: Was würde er mit mir machen, wenn er zurückkam?

Durch das offene Fenster hörte ich von unten einen schrillen Schrei, gefolgt von verängstigten Rufen.

Ich muss hier irgendwie raus!, dachte ich.

Als Erstes hängte ich mich mit aller Kraft an den Türknauf und zog daran. Danach versuchte ich die Tür mit der Schulter zu zertrümmern.

Zwecklos. Sie war aus massiver Eiche.

Ich stürzte ans Fenster. Wieder drangen Schreie aus dem Ort an mein Ohr. Aufgeregte Stimmen riefen durcheinander, Sirenen heulten.

Ich beugte mich aus dem Fenster und blickte nach unten. Ich würde aus dem ersten Stock direkt auf den Boden springen müssen. Da war kein Baum, an dem ich hätte hinunterklettern können. Kein Busch, um meinen Sturz abzufedern.

Ich kann unmöglich springen, entschied ich. Ich breche mir sonst den Hals.

In diesem Moment entdeckte ich die Regenrinne, Das rostige Metallblech, von dem die Farbe abblätterte, lief unter dem Dach entlang und führte dann als Abflussrohr fast bis zum Boden.

Falls es mir gelang, das Rohr mit beiden Händen zu fassen zu bekommen, konnte ich daran hinunterrutschen. Die Frage war nur, ob es mein Gewicht halten würde.

Es gab bloß eine Möglichkeit, das herauszufinden.

Ich beugte mich noch weiter aus dem Fenster, streckte die Arme aus ... beugte mich weiter vor ...

Nein. Es fehlten zwar nur wenige Zentimeter, aber noch weiter konnte ich mich unmöglich vorbeugen. Ich kam einfach nicht dran.

Mir kam eine Idee. Ich ließ mich ins Zimmer zurückgleiten und rollte meinen Schreibtischstuhl ans Fenster. Mit zitternden Beinen kletterte ich darauf und beugte mich dann erneut aus dem Fenster.

Ich reckte mich ... streckte mich nach dem Rohr ...

Meine Fingerspitzen ertasteten rostiges Metall, aber in diesem Moment verlor ich das Gleichgewicht.

Ich spürte, wie mein Körper ins Wanken geriet und fiel...

Ich kreischte und versuchte panisch mich am Abflussrohr festzuhalten. Tatsächlich bekam ich es zu fassen. Das rostige Metall schnitt mir tief in die Handflächen.

Vor Schmerzen schrie ich auf, hielt mich aber dennoch fest und rutschte hinunter. Ich rutschte viel zu schnell.

Der Schmerz war nicht mehr auszuhalten.

Ich ließ los - und landete mit voller Wucht auf dem Rücken.

Einen Augenblick konnte ich nicht atmen.

Doch dann gelang es mir, keuchend Luft in meine Lungen zu saugen. Obwohl es schrecklich wehtat, zwang ich mich zu atmen. Über mir nahm das Haus allmählich wieder klare Konturen an. Darüber spannte sich der Abendhimmel - rosa, mit einer dichten grauen Wolkendecke.

Ich atmete noch mal ein. Und noch mal. Die Luft war sehr kühl.

Langsam ging es mir wieder besser. Ich spürte den Schnee in meinem Nacken, die kalte Feuchtigkeit, die vom Boden her durch meine Kleidung drang. Meine Hände schmerzten und die aufgerissenen Innenflächen brannten. Aber sonst hatte ich mir nichts getan.

Ich setzte mich auf.

Da ertönte ein Schrei. Im Dorf heulten Sirenen.

»Onkel Jekyll...!«, sagte ich stöhnend und rappelte mich taumelnd auf. Der Boden schien unter mir zu schwanken. Mit geschlossenen Augen wartete ich darauf, dass meine Beine zu zittern aufhörten.

»Alles okay«, machte ich mir Mut, beugte mich hinunter und verrieb kalten Schnee auf meinen brennenden Handflächen.

Dann begann ich ins Dorf zu rennen.

Was ich dort unten tun wollte?

Keine Ahnung. Ich konnte nicht mehr klar denken.

Aber wo hätte ich sonst hingehen sollen? Irgendwie hoffte ich wohl, Onkel Jekyll retten zu können. Vielleicht würde es mir ja gelingen, ihn vom Dorf wegzuholen.

Aber mir wurde sofort klar, wie verrückt dieser Gedanke war.

Er war zu einer Bestie geworden - er war kein Mensch mehr.

Keuchend erreichte ich den Ortsrand und kam an einem auf dem Dach liegenden Auto vorbei, dessen Reifen sich noch drehten.

Auf der Hauptstraße sah ich Polizeibeamte, die auf und ab patrouillierten. Ihre Gesichter waren ernst und angespannt.

»Weg da!«, brüllte ein Mann.

Erst nach einigen Sekunden begriff ich, dass ich gemeint war.

»Bring dich in Sicherheit!«

»Die Bestie ist wieder los!«

»Runter von der Straße!«

Die Stimmen übertönten die heulenden Sirenen und die angstvollen Schreie. Als ich mich umdrehte, rannten die Männer auf ein Haus an der nächsten Ecke zu.

Ich wollte von der Straße weglauen, aber zu spät.

»Neeeeiiin!«, schrie ich gellend, als sich aus einer dunklen Seitengasse ein Schatten löste.

Ein Wolf! Ein knurrendes wolfsähnliches Geschöpf-
Heulend riss es sein Maul auf und kam mit gesträubtem, grau-
braunem Pelz auf zwei Beinen auf mich zugewankt. Seine rot
glühenden Augen waren starr auf mich gerichtet.

Ich stolperte rückwärts auf den schneebedeckten Rasen eines Vorgartens. Es war zu spät, um wegzurennen.

Zu spät, um sich zu verstecken.

Die knurrende Bestie spannte jeden Muskel ihres Körpers an, bereit zum Angriff. Ich suchte panisch nach irgendeiner Waffe, nach einem Stock oder einem Ast. Nach irgend etwas, um sie zu vertreiben.

Da war nichts.

Mit einem grauenhaften Heulen breitete die Bestie ihre behaarten Arme aus - und sprang auf mich zu.

Ich schrie in Todesangst und ließ mich auf den Rasen fallen. Mein Gesicht versank im Schnee.

Als ich den Kopf hob, sah ich gerade noch, wie die Bestie neben mir landete. Ich versuchte wegzurollten, aber noch bevor ich mich aufrappeln konnte, spürte ich eine schwere Pfote auf dem Arm.

»Nein!«, keuchte ich.

Knurrend drückte mich die Bestie mit einer Pfote in den Schnee zurück.

»Onkel Jekyll...«, sagte ich erstickt. »Bitte, ich ...«

Er hob den Kopf und stieß einen animalischen Schrei aus.

Im selben Augenblick kam jemand über die Straße auf mich zugerannt.

Aaron!

Er war es wirklich. Und er schwenkte mit beiden Händen einen Baseballschläger.

»Lauf, Heidi!«, schrie er atemlos. »Lauf weg!«

»Ich... kann nicht!«, röchelte ich. »Die Bestie... sie hält mich fest!«

Als Aaron mit erhobenem Schläger auf mich zustürzte, ließ das Monster von mir ab. Wutentbrannt sprang es auf die Hinterbeine und wirbelte zu Aaron herum.

»Es ist mein Onkel!«, schrie ich. »Die Bestie ist mein Onkel! Ich habe gesehen, wie er eine Chemikalie getrunken hat und ...«

Wütendes Knurren übertonte meine Worte.

»Schnell weg!«, rief Aaron wieder mit schriller Stimme.

»Wohin?«, schrie ich.

Aber weiter kam ich nicht, denn die Bestie schob mich brutal zur Seite. Aaron holte mit dem Baseballschläger aus, aber das Monster riss ihm den Schläger aus den Händen und warf ihn in den Schnee.

Ich schrie erneut auf, als es sich knurrend auf Aaron stürzte.

Die Bestie legte ihre behaarten Pfoten auf ihn und stieß ihn mit Wucht weg.

22

Stocksteif vor Angst sah ich, wie Aaron rückwärts stolperte und hinfiel - Gott sei Dank landete er im weichen Gras eines Vorgartens.

Ich lief auf ihn zu, um zu sehen, ob alles in Ordnung war.

Doch die Bestie stellte sich mir in den Weg. Sie hob ihren muskulösen Arm und ließ ihn durch die Luft sausen, aber sie kratzte nur über meinen Parka.

Schnell ließ ich mich zu Boden fallen und krabbelte davon. Als ich mich aufrichtete, sah ich Aaron aufspringen. »Alles okay, Heidi!«, rief er mir zu und legte dann beide Hände wie einen Trichter um seinen Mund: »Lauf weg!«

Ich betrachtete ihn kurz mit prüfendem Blick, um mich zu vergewissern, dass ihm auch wirklich nichts passiert war.

Da sprang die Bestie mich erneut an, aber sie verlor das Gleichgewicht und fiel in den Schnee.

Ich flüchtete und sauste den Hügel hinauf.

Wieso ich zum Haus zurückkehrte?

Ein anderes Zuhause hatte ich doch nicht.

Als ich etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, drehte ich mich um und bemerkte zu meinem Entsetzen, dass die Bestie mir folgte.

»Neeeeeeeiiiiiiin!«, wimmerte ich in Todesangst.

Während ich weiterrannte, überlegte ich fieberhaft, was ich tun konnte. Aber ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Völlig außer Atem stürzte ich ins Haus. Als ich in der dunklen Eingangshalle stand, drehte sich mir alles vor den Augen.

Wo sollte ich mich verstecken? Gab es überhaupt ein Versteck?

Ich beschloss, mich zumindest so lange verborgen zu halten, bis die Wirkung des Trankes nachgelassen hatte. Danach konnte ich

mit Onkel Jekyll sprechen und ihn vielleicht zur Vernunft bringen.

Vielleicht... vielleicht konnte ich ihn sogar dazu überreden, mich an einen Ort zu schicken, an dem ich sicher war.

Nur, wo sollte das sein?

Ich wohnte hier.

Dies war mein Zuhause ...

Was sollte bloß aus mir werden?

Mir schwirrte der Kopf. Ich presste beide Hände gegen die Schläfen, weil ich das Gefühl hatte, mein Kopf würde jeden Moment zerplatzen.

Von draußen ertönte ein lautes Knurren. In meiner Todesangst hatte ich die Eingangstür sperrangelweit aufgelassen!

Er würde gleich hier sein. Mir war klar, dass ich mich so schnell wie möglich verstecken musste.

Ich drehte mich um und rannte den Korridor entlang. Die Tür zum Labor meines Onkels stand offen. Alle Lichter brannten.

Keuchend flüchtete ich mich hinein. Ich hatte Seitenstechen, weil ich so schnell gerannt war.

Panisch sah ich mich nach einem Versteck um. Ob ich mich ein zweites Mal im Laborschrank verstecken sollte, oder würde er mich dort finden?

Mein Blick blieb an den Gläsern auf dem Tisch hängen - und in diesem Moment kam mir eine verrückte Idee.

Ich würde das Gebräu selbst trinken.

Wenn ich dieselbe Chemikalie trank wie mein Onkel, würde ich mich ebenfalls in eine Bestie verwandeln. Und das war meine einzige Chance. Nur so konnte ich den Kampf mit ihm aufnehmen.

War mein Plan selbstmörderisch - oder genial?

Mir blieb keine Zeit, lange darüber nachzudenken, denn schon hörte ich polternde Schritte im Gang.

Mit einem Hechtsprung war ich beim Tisch, griff nach dem Reagenzglas und hob es an die Lippen.

Leer.

Das Röhrchen war leer.

Ich schüttelte es und schaute hinein.

Natürlich war es leer. Ich war selbst Zeuge gewesen, wie Onkel Jekyll es geleert hatte.

Ich griff nach dem zweiten Reagenzglas daneben. Er hatte aus beiden getrunken. Aber auch das zweite war leer.

Es rutschte mir aus der Hand, als die Bestie ins Labor stürzte. Ihre nassen, pelzigen Pfoten tappten über den Boden. Sie zog die schwarzen Lefzen zurück und entblößte ihre blitzenden Wolfszähne.

»Onkel Jekyll«, flehte ich und wich zurück.

Seine roten Augen fixierten mich. Mit gebleckten Zähnen stieß er ein tiefes Knurren aus und kam auf mich zu.

»Onkel Jekyll... ich bin es doch... Heidi!«, rief ich mit schriller, zitternder Stimme. »Erkennst du mich nicht? Du weißt doch, wer ich bin!«

Das Monster knurrte nur noch bedrohlicher.

»Du tutst mir doch nichts, oder?«, wimmerte ich. »Bitte... du kannst deiner eigenen Nichte doch nicht wehtun, oder?«

Die Bestie fuchtelte mit den Armen, als wolle sie den Weg freimachen, und kam immer näher - knurrend, fauchend und schnaufend.

Ich presste mich gegen die Wand. Jetzt saß ich in der Falle. Es gab kein Entkommen mehr. Ganz langsam kam die Bestie näher.

Verzweifelt hob ich die Hände, um mein Gesicht zu schützen, während die Bestie weiter auf mich zuwandte.

In diesem Moment ertönte hinter ihr ein Geräusch. Es kam von der Tür her.

Das Tier blieb stehen - und wandte sich von mir ab.

Ich starnte über seine behaarte Schulter und sah, dass eine Gestalt das Labor betreten hatte.

Onkel Jekyll!

»Heidi!«, rief Onkel Jekyll mir von der Türschwelle aus zu. »Bist du verletzt?«

Ich öffnete den Mund, um zu antworten - aber es kam kein Ton heraus.

Onkel Jekyll?

Am ganzen Körper zitternd, ließ ich meinen Blick ungläubig von der knurrenden Bestie zu Onkel Jekyll und wieder zurückwandern.

Entsetzt wurde mir klar, dass ich mich *geirrt* hatte.

Onkel Jekyll war gar nicht die Bestie!

Eilig stürzte Onkel Jekyll quer durch den Raum auf uns zu und packte das Tier von hinten. Er schlang die Arme um die Bestie und zerrte sie von mir weg.

Das Wolfswesen versuchte sich mit allen Kräften freizukämpfen. Es schlug mit den behaarten Armen um sich, ging in die Knie und wölkte den muskulösen Rücken.

Aber Onkel Jekyll ließ nicht locker. Er hielt das wütende Biest fest in seinem Griff.

Schließlich ergab es sich und erschlaffte in seinen Armen. Es stieß einen tiefen Seufzer aus, senkte den Kopf und schloss die Augen. Die Schultern sackten nach vorn. Der ganze Körper fiel in sich zusammen.

Trotzdem ließ Onkel Jekyll nicht los, sondern hielt es weiter fest. Und dann begann es sich plötzlich zu verändern.

Es schrumpfte ...

Die Haare zogen sich in die Haut zurück.

Das rote Glühen erlosch in den Augen. Die Schnauze schmolz zu einem Gesicht zusammen.

Stumm vor Entsetzen beobachtete ich, wie die in sich zusammengekauerte Bestie kleiner wurde ...

Erst als sie den Kopf wieder hob, erkannte ich, in wen sie sich zurückverwandelt hatte - in Marianna!

Die feuchten schwarzen Locken fielen ihr ins Gesicht und ihre Schultern hoben und senkten sich. Leise schluchzend drückte sie ihr Gesicht an die Brust ihres Vaters.

Onkel Jekyll umarmte sie zärtlich. Nach einer Weile hob er den Blick und sah mich mit rot geränderten Augen traurig an. »Ich musste dich zu deiner eigenen Sicherheit ins Zimmer sperren, Heidi«, sagte er mit einer Stimme, die kaum lauter als ein Flüstern war. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst hier bleiben. Ich wollte nicht, dass du da hineingerätst.«

»Ich... ich wollte dir helfen«, stammelte ich, ohne den Blick von Marianna abwenden zu können. Von Marianna - der Bestie. »Ich... ich wusste doch nicht...« Die Worte blieben mir im Hals stecken.

Als Marianna aufblickte, rollten ihr Tränen über die geschwollenen Wangen. »Dad?«, flüsterte sie. »Was soll ich denn tun?«

Onkel Jekyll strich ihr sanft übers Haar. »Ich weiß es nicht, Marianna«, sagte er. »Ich versuche doch schon die ganze Zeit ein Gegenmittel zu finden. Du weißt, dass ich Tag und Nacht hier im Labor stehe und daran arbeite.«

Marianna schluchzte. »Ich kann so nicht weiterleben, Dad. Bei Tag bin ich ein Mädchen und... und nachts werde ich zum Tier.«

»Ich weiß, ich weiß«, tröstete mein Onkel sie. »Eines Tages - schon bald - finde ich das Gegenmittel. Wir dürfen nur nicht aufgeben. Ich teste auch jedes Mittel an mir selbst, damit ich weiß, was es bewirkt. Ich tue alles, um ein Mittel zu finden, damit diese Verwandlungen aufhören.«

Ich schluckte trocken. »Wie ist es überhaupt dazu gekommen?«, fragte ich schüchtern. »Wieso verwandelt sich Marianna?«

Er seufzte. »Es begann vor fünf Jahren. Marianna war damals sieben. Wir waren in Osteuropa unterwegs. Mitten in einem Wald hatten wir eine Autopanne.«

Er seufzte wieder. »Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen«, sagte er, Marianna in den Armen haltend. »Während ich versuchte den Wagen zu reparieren, langweilte sie sich und wanderte in den Wald. Dort verirrte sie sich. Als ich sie schließlich fand ...«

Er schluckte und rang mühsam um Fassung. »Als ich sie fand, erzählte sie mir von einem Wesen, das sie angegriffen und gebissen hätte. Ich wusste nicht, ob ich ihr die Geschichte abnehmen sollte. Sie hatte schon immer eine lebhafte Phantasie.«

Er strich Marianna liebevoll übers Haar. »Ein Biss dieses Geschöpfs genügte, um Mariannas Leben zu zerstören. Wenige Wochen danach verwandelte sie sich zum ersten Mal. Tja ... und inzwischen wird sie beinahe jede Nacht zu dieser wütenden Bestie. Ich... ich habe seitdem alles getan, um ein Gegenmittel zu finden. Ich glaube, dass ich kurz davor stehe, aber ...« Er hielt inne.

Marianna hob plötzlich den Kopf und lauschte.
Draußen waren aufgebrachte Stimmen zu hören.
Und dann ertönte der verzweifelte Chor der Dorfbewohner.
»Fangt die Bestie ... Fangt die Bestie!«

25

»Fangt die Bestie... Fangt die Bestie...«, hallte der Sprechgesang durch das Fenster.

»Wir sollten das Haus anzünden und ihn ausräuchern, um ihn endgültig zu vertreiben!«, rief jemand.

»Nein, lasst es uns erst so versuchen!«

Fäuste trommelten gegen die Eingangstür.

Und dann flog ein Stein durchs Fenster ins Labor.

Onkel Jekylls Augen weiteten sich vor Angst. Er hielt Marianna noch immer im Arm, aber sie entwand sich ihm voller Panik, rannte zur Tür und sah ihn an. »Was machen wir denn jetzt?«

Onkel Jekyll stieß einen langen Seufzer aus und blickte traurig auf die zerbrochene Fensterscheibe.

»Fangt die Bestie ... Fangt die Bestie ...« Der Sprechgesang wurde immer lauter und verzweifelter. Die Faustschläge gegen die Haustür klangen wie Donner.

»Wir sitzen in der Falle, oder?« Ich musste brüllen, um die Rufe zu übertönen.

Mein Onkel nahm mich an der Hand und lief mit mir zu Marianna, die an der Tür wartete. »Ich habe vorgesorgt«, sagte er. »Es gibt

einen Fluchtweg, aber wir müssen uns beeilen.«

Während wir den Gang entlangrannten, erklang das Geräusch von splitterndem Holz. »Die Haustür!«, keuchte ich. »Sie haben sie eingeschlagen!«

»Hier lang!«, rief Onkel Jekyll.

Am Ende des Gangs bogen wir in einen langen Flur ein, den ich vorher nie bemerkt hatte.

Ich hörte laute Rufe. Den Klang schwerer Schritte. Sie waren bereits im Haus!

Onkel Jekyll zog eine schmale Tür auf. »Rein mit euch!« Er ließ Marianna und mir den Vortritt, ehe er selbst hineinging.

Dann schloss er die Tür hinter uns. Ich sah eine steile Treppe, die in den Keller führte. Die hölzernen Stufen knarrten, als wir hinuntergingen.

»Die suchen doch sicher nach uns. Hier unten finden sie uns sofort«, flüsterte Marianna ihrem Vater panisch zu. »Und wenn sie das Haus anzünden, sitzen wir in der Falle.«

Onkel Jekyll legte seinen Zeigefinger an die Lippen. In gebückter Haltung führte er uns durch die mit Gerumpel gefüllten Kellerräume. Wir kamen an einem riesigen Ofen vorbei und an einem Raum, in dem sich Holzkisten sowie alte Schrankkoffer bis zur Decke stapelten.

Er griff sich eine auf einer Werkbank liegende Taschenlampe und knipste sie an. Wir folgten dem tanzenden Lichtkegel durch zwei weitere riesige leere Räume. Unsere Schritte hallten vom Betonboden wider. Vor einer hohen Kiste, die an der Rückwand lehnte, blieben wir schließlich stehen.

»Helft mir!«, wies Onkel Jekyll uns an. Er stemmte sich mit der Schulter gegen die Kiste, um sie wegzurücken. Marianna und ich stellten uns auf die andere Seite der Kiste und zogen.

Über unseren Köpfen hörten wir Menschen hin und her laufen. Aufgeregte Rufe ertönten. Die Dorfbewohner durchsuchten das Haus.

Die Kiste ließ sich nur zentimeterweise verrücken, doch nach einer Weile wurde eine niedrige Öffnung in der Wand sichtbar.

»Das ist ein Tunnel«, verkündete mein Onkel und wischte sich mit dem Mantelärmel den Schweiß von der Stirn. »Ein Fluchttunnel.«

Ich spähte in das tiefschwarze Loch. »Wohin führt er?«

»Den Hügel hinunter. Er endet erst hinter dem Ort, wo wir in Sicherheit sind«, antwortete Onkel Jekyll. »Vom Ausgang aus ist es nicht mehr weit bis zur Landstraße. Vielleicht finden wir jemanden, der uns mitnimmt. Möglichst weit weg.«

Ich zuckte zusammen, als von oben ein lautes Krachen ertönte.

»Beeilt euch!«, drängte mein Onkel. »Wir müssen aus dem Tunnel wieder draußen sein, bevor sie auf die Idee kommen, den Keller zu durchsuchen.«

Ich duckte mich und trat in die schmale Öffnung. Es dauerte etwas, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Onkel Jekyll richtete seine Taschenlampe auf unsere Füße. Der niedrige, runde Tunnel hatte Betonwände und war direkt in den Hügel hineingebaut worden. Vor uns hörte ich das Trippeln kleiner Füße. Feldmäuse, Waschbären oder Ratten.

Aber ich hatte keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen. Wir liefen in gebückter Haltung durch den Tunnel. Nach einer leichten Biegung fiel der Weg steil ab. Der Lichtkegel der Taschenlampe tanzte vor uns über den Boden.

Niemand sprach ein Wort. Das einzige Geräusch war das Scharren unserer Schuhe und unser keuchender, stoßweiser Atem.

Immer wieder horchte ich auf laute Schritte hinter uns, aber noch schienen die Dorfbewohner den Tunnel nicht entdeckt zu haben.

Wir waren erst ein oder zwei Minuten gelaufen, als ich abrupt stehen blieb.

»Sekunde - wartet mal!«, rief ich. Meine Stimme hallte durch den Tunnel.

»Was ist?« Onkel Jekyll sah mich ungeduldig an. »Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

»Ich weiß«, antwortete ich. »Aber ich muss noch mal zurück. Ich habe etwas vergessen.«

»Nein, das geht nicht!«, sagte Marianna, deren Stimme vor Angst bebte.

»Was hast du denn vergessen?«, fragte mein Onkel. »Nichts ist so wichtig, dass ...«

»Ein Tagebuch«, rief ich. »Ein sehr altes Tagebuch!«

»Nein, du ...«, begann mein Onkel.

Aber weiter kam er nicht. Ich hatte bereits auf dem Absatz kehrtgemacht und stürmte in den Keller zurück.

Natürlich wusste ich, dass es kompletter Wahnsinn war, ins Haus zurückzukehren. Aber das alte Tagebuch war zu kostbar. Ich konnte es unmöglich zurücklassen. Es war womöglich ein Vermögen wert - vom geschichtlichen Wert ganz zu schweigen.

Ich durfte nicht zulassen, dass es verbrannte. Ein so wichtiges geschichtliches Dokument musste der Nachwelt erhalten bleiben.

»Heidi, komm zurück!«, hallte Onkel Jekylls Stimme aus weiter Ferne durch den Tunnel.

Nach der nächsten Biegung kam bereits die Tunnelöffnung in Sicht. Ich bückte mich und trat in den Keller.

Von oben ertönten Schreie. Schnelle Schritte.

Ich holte tief Luft und rannte zur Kellertreppe. Ich hatte keine Ahnung, wie die verzweifelten Dorfbewohner reagieren würden, wenn sie mich entdeckten. Ich wusste nicht, ob ich es überhaupt bis in mein Zimmer schaffen würde, um das Tagebuch zu retten.

Aber ich musste es versuchen.

— 26 —

Auf der oberen Treppenstufe blieb ich lauschend stehen. Warteten die Dorfbewohner womöglich auf der anderen Seite der Tür?

Ich konnte nichts hören, also stieß ich kurz entschlossen die Tür auf und stand wieder in dem schmalen Gang. Hektisch suchte ich mit den Augen die Umgebung ab.

Aus dem vorderen Teil des Hauses drangen Rufe zu mir herüber.

Ich drückte mich flach gegen die Wand, als ein Trupp Männer durch den Hauptflur rannte. Erstarrt wartete ich, bis sie verschwunden waren, und schlich mich dann zur Treppe in den ersten Stock.

Als ich an der Küche vorbeikam, sah ich zwei Männer, die alles durchsuchten.

»Wo steckt er? Er darf uns nicht entkommen!«, rief jemand.

»Habt ihr schon auf dem Dach nachgesehen?«

»Gibt es hier einen Keller?«

Im Wohnzimmer war eine Gruppe von Jungen dabei, jeden Zentimeter abzusuchen.

Rasch versteckte ich mich in der Garderobe, als zwei Männer mit brennenden Fackeln vorbeiliefen.

»Wo steckt die Bestie?«

»Weit kann der Doktor nicht gekommen sein!« »Wir müssen ihn finden, ehe er Schlimmeres anstellt!« Ihre Worte trafen mich wie Messerstiche ins Herz. Ihr habt doch keine Ahnung, dachte ich verbittert. Ihr wisst nicht, dass Marianna die Bestie ist, wie sehr sie darunter leidet und dass mein Onkel alles tut, um ein Gegenmittel zu finden - um das Dorf von der Bestie zu befreien.

Aber das spielte jetzt ohnehin keine Rolle mehr. Onkel Jekyll und Marianna würden nie mehr in den Ort zurückkehren können. Ihr Zuhause hatten sie für immer verloren.

Ich spähte aus der Garderobe. Die Luft war rein. Mit einem Hechtsprung war ich an der Treppe und rannte mit vorgebeugtem Oberkörper, so schnell ich konnte, in das obere Stockwerk.

Mich trieb nur ein Gedanke: Ich muss es schaffen, zu meinem Zimmer zu kommen, das Tagebuch aus seinem Versteck zu nehmen und zu Onkel Jekyll und Marianna zurückzukehren.

Danach wollte ich dieses Dorf nie mehr wieder sehen. Keuchend kam ich auf dem obersten Treppenabsatz an. Aus Mariannas Zimmer am Ende des Ganges schallten aufgebrachte Rufe.

Eilig lief ich zu meiner Tür. Offenbar hatten sie auch schon in meinem Zimmer gesucht. Der Wandschrank stand offen und meine Kleider waren ringsum verstreut. Mein Tisch lag umgekippt auf dem Boden.

Aber das war mir egal.

Ich stürzte zum Bücherregal und zog das Brett heraus, hinter dem das Geheimfach lag.

Hoffentlich war das Tagebuch noch da.

Ja, Gott sei Dank!

Als ich danach griff, zitterten meine Hände so sehr, dass ich es beinahe fallen lassen hätte.

Mit einem raschen Blick zur Tür, ließ ich das Buch in meiner Jackentasche verschwinden.

Schäudernd sah ich mich noch ein letztes Mal im Zimmer um und trat dann in den Gang hinaus.

Laute Stimmen im Nebenzimmer ließen mich erschrocken stehen bleiben.

»Gibt es hier einen Speicher? Es muss doch einen geben!«

»Wenn er sich da oben versteckt, finden wir ihn.«

Ich drehte mich um und rannte auf die Treppe zu. Das Tagebuch schlug mir beim Rennen schwer gegen die Hüfte. Am oberen Treppenabsatz blieb ich stehen und warf einen Blick nach unten.

Die Halle war leer.

Ich griff nach dem Geländer.

Im selben Moment packten mich von hinten starke Hände.

Als ich mich umdrehte, stand ich zwei Männern gegenüber, die mich ernst und verzweifelt anstarnten. Das Haar klebte ihnen feucht in der Stirn und der Schweiß lief ihnen übers Gesicht.

»Das ist eine von ihnen!«, rief der eine und verstärkte den Griff um meine Schulter.

»Ja!«, rief der andere. »Die gehört zu ihnen!« Er beugte sich mit seinem schwitzenden Gesicht dicht zu mir hinunter. »Zeig uns, wo die Bestie sich versteckt hat!«, sagte er eindringlich. »Schnell! Sonst passiert noch ein Unglück!«

»Nein!«, schrie ich und versuchte mich aus ihrem Griff zu entwinden.

Aber sie waren zu stark.

»Sag uns, wo die Bestie ist!«, befahl der eine, der mich festhielt.

»Wenn du es uns sagst, lassen wir dich gehen.«

»Aber ich weiß es nicht!«, rief ich. »Ich bin doch gerade erst hergezogen. Ich... ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden!«

Die beiden musterten mich argwöhnisch mit zusammengekniffenen Augen.

»Die Kleine lügt!«, brummte der eine.

»Raus mit der Wahrheit!«, verlangte der andere. »Sag uns die Wahrheit, sonst findet dieser Schrecken nie ein Ende!«

»Lasst sie los!«, ertönte da plötzlich eine Stimme.

Wir fuhren herum und sahen Aaron auf uns zustürmen.

»Lasst sie los!«, rief er noch einmal. »Sie weiß wirklich nichts. Ich habe gesehen, wie sie am Montag mit dem Bus hier ankam. Sie ist wirklich gerade erst hierher gezogen.«

Doch die beiden Männer beachteten Aaron nicht. Der eine ließ zwar meinen Arm los, blickte aber noch immer misstrauisch auf mich hinunter. »Du hast das Monster doch sicher gesehen. Wo steckt es?«, fragte er.

»Raus mit der Sprache! Es ist wichtig!«, schrie der andere.

»Ich... ich weiß es nicht«, stammelte ich. »Wirklich nicht!«

Aaron nahm mich bei der Hand. »Ich bringe sie hier raus. Ihr seht doch, dass sie die Wahrheit sagt!« Und damit zerrte er mich davon.

Wir liefen durch die Eingangshalle. Als ich einen Blick zurückwarf, sah ich, dass die beiden Männer immer noch an derselben Stelle standen. Sie verfolgten uns nicht.

»Wir müssen hier raus!«, rief Aaron. »Man weiß nicht, wozu sie in ihrer Verzweiflung im Stande sind. Wir sind hier nicht sicher!«

»Hier lang!« Ich zog ihn durch die Halle und rannte mit ihm die Kellertreppe hinunter.

Unsere Schritte hallten auf dem Betonboden im Keller. Ich deutete auf den Eingang zum Tunnel und wir rannten hügelabwärts durch die enge Röhre.

Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick hinter mich und betete, dass uns keiner folgte.

Der Tunnel schien kein Ende zu nehmen. Ich keuchte und hatte Seitenstechen, als wir endlich den Ausgang erreichten.

»Onkel Jekyll? Marianna?«, rief ich atemlos. Niemand antwortete.

War ihnen die Flucht gelungen? Waren sie in Sicherheit? Würde ich sie jemals wieder sehen?

Mir schwirrten tausend Fragen im Kopf herum. Ich strich mir das schweißfeuchte Haar aus der Stirn und blickte mich um. Wir standen, durch eine Reihe niedriger Hügel vom Dorf getrennt, vor der Landstraße.

Ich drehte mich um und schaute zum Dorf hinüber, das still und friedlich aussah. Aber hoch über dem Ortskern stiegen Flammen in den blau-violetten Nachthimmel empor.

Onkel Jekylls Haus brannte... brannte bis auf die Grundmauern nieder. In ihrer Not hatten die Dorfbewohner doch noch das Haus angesteckt, damit die Bestie nicht zurückkam.

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich stand da und starre fassungslos zu dem brennenden Haus hinauf, das langsam von den Flammen verzehrt wurde ... bis Aaron mich sanft wegzog.

Etwas später saß ich bei Aaron zu Hause in der Küche, wo seine Mutter uns etwas zu essen machte. Sie hatte mir angeboten, bei ihnen zu bleiben, bis ich meine anderen Verwandten kontaktieren konnte und von ihnen abgeholt wurde.

Von der Straße her ertönte der Lärm der Dorfbewohner, die in den Ort zurückkehrten. Sie waren guter Laune, weil sie glaubten, die Bestie ausgeräuchert und vertrieben zu haben.

Ich zitterte noch immer, als ich an die Suchaktion und das brennende Haus dachte. Ich fragte mich, ob Marianna und mein Onkel wohl an einem sicheren Ort waren.

Doch, das waren sie bestimmt, beruhigte ich mich. Sie waren weit, weit weg von hier.

Das Grauen hatte endlich ein Ende gefunden.

»He!« Mir war plötzlich das Tagebuch wieder eingefallen.

»Ich muss dir was zeigen, Aaron!« Ich stürzte zur Garderobe, zog das Buch aus meiner Jacke und rannte wieder in die Küche.

Aaron betrachtete das Buch. »Was ist das?«

»Das ist der Grund, warum ich wieder ins Haus zurückgerannt bin«, erklärte ich ihm aufgeregt. »Es ist ein altes Tagebuch, das in meinem Zimmer versteckt war. Ich könnte mir vorstellen, dass es ziemlich wertvoll ist. Ich glaube nämlich, es ist das Tagebuch von Dr. Jekyll – dem echten Dr. Jekyll!«

»Was?« Aaron starrte mich mit offenem Mund an. »Gib mal her!«

Er nahm mir das Tagebuch aus der Hand und musterte den alten, zerschrammten Einband. Anschließend blätterte er in den Seiten und bemühte sich mit zusammengekniffenen Augen die winzige Schrift zu entziffern. »Ah ... Heidi?« Er blickte zu mir hoch. »Das ist aber kein altes Tagebuch. Hier, guck mal.«

Er zeigte mir eine der ersten Seiten. Ich las laut vor:

»*Dieses Tagebuch gehört Marianna Jekyll.*« Ich stieß einen kleinen Schrei aus. »Die Seite habe ich gar nicht gesehen«, sagte ich. »Dann hat Marianna das also alles geschrieben! Verrückt! Nur das Buch ist alt – die Einträge sind neu!«

Ich fragte mich, wann sie das letzte Mal etwas hineingeschrieben hatte, und blätterte in dem Tagebuch, bis ich den letzten Eintrag fand.

Ich hob das Buch ganz dicht an die Augen und begann zu lesen.

Die Worte ließen mich vor Entsetzen erstarren. Ich begriff, dass *mein eigener Albtraum* erst jetzt begann:

... Ich habe das Tagebuch in Heidis Zimmer versteckt, wo es hoffentlich nie jemand finden wird. Ich möchte nicht, dass jemals jemand von meiner Schande erfährt. Die Scham über das, was ich getan habe, ist zu groß. Ich hatte völlig die Beherrschung verloren... das ist meine einzige Entschuldigung.

Kurz nachdem Heidi bei uns angekommen ist, habe ich mich wieder in die Bestie verwandelt. Ich war nicht mehr ich selbst. Als ich mich in ihr Zimmer schlich, um in mein Tagebuch zu schreiben, lag sie schlafend im Bett. Ich konnte einfach nicht anders – Heidi schlief so fest... Ich beugte mich über sie, schlug meine Zähne in ihre Schulter und biss zu...

Zitternd blickte ich auf. Aaron starrte mich entgeistert an.

»Heidi, was hast du denn?«, fragte er. »Warum machst du so ein seltsames Gesicht?«

Gänsehaut™

von R. L. Stine

Gruseln garantiert!

1. Der Spiegel des Schreckens
2. Willkommen im Haus der Toten
3. Das unheimliche Labor
4. Es wächst und wächst und wächst...
5. Der Fluch des Mumiengrabs
6. Der Geist von nebenan
7. Es summt und brummt — und sticht!
8. Die Puppe mit dem starren Blick
9. Nachts, wenn alles schläft
10. Der Gruselzauberer
11. Die unheimliche Kuckucksuhr
12. Die Nacht im Turm der Schrecken
13. Meister der Mutanten
14. Die Geistermaske
15. Die unheimliche Kamera
16. ... und der Schneemann geht um
17. Der Schrecken, der aus der Tiefe kam
18. Endstation Gruseln
19. Die Rache der Gartenzwerge
20. Der Geisterhund
21. Die Wut der unheimlichen Puppe
22. Mein haarigstes Abenteuer
23. Gib Acht, die Mumie erwacht
24. Wer die Geistermaske trägt
25. Der Werwolf aus den Fiebersümpfen
26. Die unheimliche Puppe kehrt zurück
27. Es wächst weiter
28. Der Kopf mit den glühenden Augen
29. Hühnerzauber
30. Wenn das Morgengrauen kommt
31. Ich kann fliegen!
32. Mein unsichtbarer Freund
33. Der Schreckensfisch
34. Die Geisterschule
35. Das verwunsene Wolfsfell
36. Um Mitternacht, wenn die Vogelscheuche erwacht
37. Der Vampir aus der Flasche
38. Der Schneemann geht um
39. Die Geisterhöhle
40. Panikpark
41. Bei Anruf Monster
42. Die Monster vom Fluss
43. Fünf x ich
44. Rache ist...
45. Spürst du die Angst
46. Der Ring des Bösen
47. Der Werwolf ist unter uns
48. Das Versteck der Mumie
49. Bitte lächeln!
50. Das Geisterauto
51. Der Geist ohne Kopf
52. Das Geisterpiano
53. Es atmet
54. Fürchte dich sehr
55. Der Geist im Spiegel
56. Das Biest kommt in der Nacht

Jeden Monat ein neuer Band



Der Taschenbuchverlag für Kinder und Jugendliche
von Bertelsmann

www.omnibus-verlag.de